Honoré de Balzac

Dunkle Geschichten

Zweiter Band

Die Radierungen von Daumy

2 vols. 5
22,5

H. de Balzac / Dunkle Geschichten

Deutsch von Gisela Kühn-Etzel. Zweiter Band

Das Lebenselixier und andere Novellen

Mit sechs Radierungen von

Wilhelm Thöny

Honoré de Balzac

Das Lebenselixier

und andere Novellen

München 1918 bei Georg Müller

Dieses Werk wurde im Auftrage von Georg Müller Verlag in München in einer einmaligen Auflage von 1000 in der Presse numerierten Exemplaren in der Buchdruckerei von Mänicke und Jahn in Rudolstadt hergestellt. 50 Exemplare wurden auf Bütten abgezogen

500

Inhalt

	Seite
Das Lebenselixier	1
Das verfluchte Kind	33
Eine Leidenschaft in der Wüste	165
El Verdugo	187
Der spanische Grande	205

Das Lebenselixier

Stürmen des verflossenen Tages, schlürfe ich jeden Abend ein neues Leben voll Glück und Liebe!"

Das Weib zur Seite Belvideros sah mit flammenden Blicken auf ihn hin. Sie war schweigsam. „Ich würde mir keine ‚bravi' dingen, um meinen Geliebten zu töten, falls er mich verließe!" Dann lachte sie; aber ihre zuckende Hand zerbrach eine goldene Konfektschale von großem künstlerischen Wert.

„Wann wirst du Großherzog!" fragte eine sechste den Prinzen mit einem Ausdruck von Mordlust um den halboffenen Mund und bacchantische Glut in den Augen.

„Und du! Wann stirbt dein Vater!" sagte die siebente lachend und warf Don Juan mit verführerischer Schäkerei ihren Strauß hinüber. Es war ein fast noch unschuldiges junges Mädchen, und sie liebte es, mit allen heiligen Dingen zu spielen.

„Ach, sprich mir nicht davon!" rief der junge und schöne Don Juan Belvidero, „es gibt nur einen ewigen Vater in der Welt, und das Unglück will's, daß es der meinige ist!"

Die sieben Kurtisanen von Ferrara, die Freunde Don Juans und sogar der Prinz stießen einen Schrei des Entsetzens aus. Zwei Jahrhunderte später, unter Ludwig XV. hätten die Leute von Geschmack den geistvollen Ausspruch belacht. Vielleicht war es aber auch, weil zu Beginn dieser Orgie die Seelen noch zu viel Klarheit besaßen. Trotz des Kerzenglanzes, der leidenschaftlichen Rufe, trotz der Gefäße von Gold und Silber, des schäumenden Weines und trotz des Anblicks bezaubernder Frauen bargen die Herzen im tiefsten Grunde noch einen Rest von Schamhaftigkeit, von Respekt vor menschlichen und göttlichen Dingen, der so lange kämpft und wach bleibt, bis die Orgie ihn in den letzten Fluten perlenden Weines hinwegschwemmt. Schon waren die Blumen verwelkt, die Augen er-

mattet, und die Trunkenheit ging — um einen Ausspruch Rabelais' anzuwenden — bis zu den Sandalen.

In diesem Augenblick der Stille öffnete sich eine Tür. Und gleichwie Gott sich bei dem Feste des Belsazars zeigte, so zeigte er sich hier unter der Maske eines alten weißhaarigen Dieners mit wankendem Schritt und zusammengezogenen Brauen; mit trauriger Miene trat er ein, und sein Blick überflog die Kränze, die Gold- und Silberpokale, die Fruchtpyramiden, den Festglanz, das Rot der erstaunten Gesichter und die von weißen Frauenarmen umschlungenen bunten Kissen. Und über alle diese Tollheit warf er einen Flor, als er mit hohler Stimme die düsteren Worte sprach:

„Herr, Euer Vater stirbt . . ."

Don Juan erhob sich mit einer Handbewegung gegen seine Gäste, die etwa besagen mochte: „Entschuldigt mich; dergleichen passiert nicht alle Tage."

Der Tod eines Vaters — überkommt er nicht oft die jungen Leute inmitten tollster Lebensfreude, im Schoße des Überschwanges einer Orgie! Der Tod ist ebenso plötzlich und launenhaft wie eine Kurtisane in ihrer Verachtung; aber treuer, er hat nie jemanden betrogen.

Als Don Juan die Tür des Saales hinter sich geschlossen hatte und eine lange, kalte und dunkle Galerie durchschritt, bemühte er sich, eine theatralische Miene aufzusetzen; denn als ihm seine Rolle als Sohn einfiel, hatte er mit seiner Serviette auch seine Lustigkeit hingeworfen. Die Nacht war finster. Der schweigsame Diener, der den jungen Mann zu einem Sterbezimmer führte, leuchtete seinem Herrn nur schlecht, so daß der Tod mit Hilfe der Kälte, der Stille, der Finsternis und der plötzlichen Ernüchterung in die Seele dieses Verschwenders einige grelle

Lichter warf: er überdachte sein Leben und wurde nachdenklich wie ein Angeklagter auf dem Weg zum Richterstuhl.

Bartholomeo Belvidero, der Vater Don Juans, war ein neunzigjähriger Greis, der den größten Teil seines Lebens mit Handelsgeschäften verbracht hatte. Er hatte die zauberhaften Länder des Orients mehrfach bereist und sich daselbst ungeheure Reichtümer und Erfahrungen erworben, die ihm wertvoller waren als Gold und Edelsteine, denn diese bedeuteten ihm nicht mehr viel. „Ich ziehe einen Zahn einem Rubin vor und das Können dem Wissen!" rief er gelegentlich lächelnd aus. Dieser gute Vater liebte es, wenn Don Juan ihm eine jugendliche Unbesonnenheit bekannte, und sagte scherzend, indem er ihn mit Geld überschüttete: „Mein lieber Junge, begehe nur die Dummheiten, die dir Freude machen." Er war gewiß der einzige Greis, der junge Menschen gerne sah; die Vaterliebe täuschte ihn beim Anblick solch strahlender Lebensfülle über die eigene Gebrechlichkeit hinweg.

Im Alter von sechzig Jahren hatte Belvidero sich in einen Engel an Liebenswürdigkeit und Schönheit verliebt. Don Juan war die einzige Frucht dieser späten und kurzen Leidenschaft. Seit fünfzehn Jahren betrauerte der Biedere den Verlust seiner angebeteten Juana. Seine zahlreiche Dienerschaft und Don Juan schoben diesem greisenhaften Kummer die seltsamen Gewohnheiten zu, die er angenommen hatte. Bartholomeo, der sich in den unwirtlichsten Flügel seines Schlosses zurückgezogen hatte, verließ seine Räume nur selten, und Don Juan selber durfte die Wohnung seines Vaters nicht ohne vorherige Erlaubnis betreten. Wenn dieser freiwillige Einsiedler das Schloß oder die Straßen Ferraras durchwandelte, schien er etwas zu suchen, das ihm verloren gegangen war; träumerisch

und unsicher schritt er dahin, wie einer, der sich mit einem Gedanken oder einer Erinnerung trägt. Während der junge Mann pomphafte Feste gab und der Palast vom Freudenrausch erdröhnte, im Hofe Rosse stampften und die Pagen auf den Treppenstufen Würfel spielten, speiste Bartholomeo sieben Unzen Brot am Tag und trank Wasser dazu. Wenn er hie und da ein wenig Geflügel verlangte, so war es, um die Knochen einem schwarzen Pudel zu geben, der sein treuer Gefährte war. Niemals beklagte er sich über den Lärm; und wenn ihn während seiner Krankheit die Stimmen der Menschen und das Gebell der Hunde weckten, so begnügte er sich zu sagen: „Ah! Es ist Don Juan, der heimkommt!" Nie war man auf Erden einem so gütigen und duldsamen Vater begegnet; und so war denn auch der junge Belvidero gewohnt, ihn rücksichtslos zu behandeln und besaß selbst alle Fehler eines verwöhnten Kindes. Er ging mit Bartholomeo um, wie eine launische Kurtisane mit einem alten greisenhaften Liebhaber; er suchte eine Dreistigkeit mit einem Lächeln zu entschuldigen, verkaufte seine Liebenswürdigkeit und ließ sich liebhaben.

Als Don Juan in Gedanken seine jungen Jahre überblickte, sah er, daß es schwer war, die Güte seines Vaters anzuklagen. Und als ihm jetzt auf dem Gang durch die Galerie Gewissensbisse kamen, fühlte er sich bereit, seinem Vater zu verzeihen, daß er so lange gelebt hatte. Er kehrte zur kindlichen Pietät zurück, wie ein Dieb ein Ehrenmann wird, wenn er sich einer gestohlenen Millionensumme erfreut. Bald durchschritt der junge Mann die hohen und frostigen Hallen, die seines Vaters Wohnung bildeten. Er atmete eine feuchte, drückende Luft, den dumpfen Geruch, der alten Teppichen und verstaubten Möbeln anhaftet, und fand sich schließlich in dem altmodischen Gemach des

Greises, vor einem unsauberen Lager neben einem fast erloschenen Feuer. Auf einem gotisch geformten Tischchen brannte eine Lampe und warf in unregelmäßigen Zwischenräumen flackernde Lichtreflexe auf das Bett, in denen das Antlitz des Greises fortwährend andere Formen anzunehmen schien. Durch die schlechtschließenden Fenster pfiff der Wind, und der Schnee fiel mit dumpfem Aufschlag gegen die Scheiben.

Diese Szene bildete einen so grellen Kontrast mit jener, die Don Juan soeben verlassen hatte, daß er unwillkürlich zitterte; und eisige Kälte befiel ihn, als er ans Bett getreten war und ein vom Winde angefachter greller Lichtschein den Kopf seines Vaters beleuchtete: die Züge waren verfallen, die Haut, die in zahllosen Runzeln die Knochen bedeckte, hatte einen grünlichen Schimmer, der sich grauenhaft von dem weißen Kissen abhob, auf dem der Greis ruhte. Der schmerzlich verzogene, halboffene Mund, der die Zähne bloßlegte, stieß klägliche Seufzer aus, in die der heulende Sturmwind mit einstimmte. Trotz dieser Zeichen des Verfalls erstrahlte der Kopf in einem Ausdruck unerhörten Machtbewußtseins. Ein überlegener Geist kämpfte hier gegen den Tod. Die von der Krankheit eingefallenen Augen bewahrten eine eigentümliche Schärfe. Es schien, als suche Bartholomeo mit seinem sterbenden Blick einen Feind zu töten, der am Fuße des Bettes saß. Dieser starre und kalte Blick war um so entsetzlicher, als der Kopf dabei unbeweglich blieb wie der Totenschädel auf dem Tisch des Mediziners. Der Körper, der sich unter den Leintüchern deutlich abhob, zeigte, daß die Gliedmaßen des Greises ganz ebenso erstarrt waren. Alles war tot, bis auf die Augen. Selbst die Töne, die seinem Munde entflohen, kamen so regelmäßig und monoton wie von einem Uhrwerk. Don Juan empfand ein

wenig Schamgefühl, ans Sterbebett seines Vaters zu treten mit dem Strauß einer Kurtisane an der Brust und einem Duft von Festlichkeit und Wein behaftet.

„Du hast gefeiert!" rief der Alte, seinen Sohn gewahrend.

Im selben Augenblick vernahm man bis in das Sterbezimmer und den Sturmwind übertönend die reine und helle Stimme einer Sängerin, die die Gäste mit einem Lied entzückte, zu dem sie sich selbst auf der Viola begleitete ... Don Juan versuchte, diese aufdringliche Bestätigung von seines Vaters Worten zu überhören.

Bartholomeo sagte:

„Ich verarge es dir nicht, mein Kind."

Dieses sanfte Wort tat Don Juan weh, der seinem Vater die rührende Güte nicht verzieh.

„Wie leid tut es mir, mein Vater!" sagte er heuchlerisch.

„Armer Juanino," erwiderte der Sterbende mit schwerer Stimme, „war ich stets so gut zu dir, daß du meinen Tod nicht herbeiwünschtest!"

„Oh!" rief Don Juan, „wenn es möglich wäre, Euer Leben mit einem Teil des meinigen zu erkaufen!" — Solche Sachen lassen sich leicht sagen, dachte der Hinterlistige; es ist dasselbe, wie wenn ich meiner Geliebten sage, ich möchte ihr die Welt zu Füßen legen!

Er hatte diesen Gedanken kaum ausgedacht, als der schwarze Pudel bellte. Don Juan erbebte; es war, als habe der Hund ihn verstanden.

„Ich wußte wohl, mein Sohn, daß ich auf dich zählen konnte!" rief der Sterbende. „Ich werde leben; du sollst zufrieden sein. Ich werde leben, aber ohne daß es dich einen einzigen deiner Tage kostet!"

Er deliriert, sagte sich Don Juan. Dann fügte er laut hinzu:

„Ja, mein geliebter Vater, Ihr werdet so lange leben wie ich selbst, denn Euer Bild wird immer in meinem Herzen sein."

„Nicht dieses Leben meine ich," sagte der alte Herr und sammelte alle seine Kräfte, um sich aufzurichten; denn ein Argwohn bewegte ihn, wie er nur auf dem Sterbelager geboren wird. — „Höre, mein Sohn," fuhr er mit von Anstrengung geschwächter Stimme fort, „ich will ebensowenig das Leben verlieren, wie du Weiber, Wein und Pferde, Falken und Hunde und Gold verlieren möchtest . . ."

Ich glaube es wohl, dachte der Sohn und kniete neben dem Bette nieder; er küßte die leichenhafte Hand Bartholomeos. — „Aber," fuhr er mit lauter Stimme fort, „mein Vater, mein lieber Vater, man muß sich dem Willen Gottes unterwerfen."

„Gott, das bin ich!" erwiderte der Greis düster.

„Sündiget nicht!" rief der junge Mann, als er die drohende Miene des Alten gewahrte. „Hütet Euch wohl, Ihr habt die letzte Ölung erhalten, und ich würde mich nie trösten, wenn Ihr in Sünden sterben müßtet."

„Willst du mich anhören!" rief der Sterbende mit Zähneknirschen.

Don Juan verstummte. Ein grauenhaftes Schweigen herrschte. Durch die schweren, schneebeladenen Windstöße drangen noch immer, zart wie der erwachende Tag, die Akkorde der Geige und die süße Stimme. Der Sterbende lächelte.

„Ich danke dir, daß du Sängerinnen geladen hast und für Musik gesorgt hast! Ein Fest, junge und schöne Frauen, weiß und zart, mit schwarzen Haaren! Alle Freuden des Lebens . . . Laß sie bleiben, ich werde gesunden . . ."

Das Delirium ist auf seinem Höhepunkt, dachte Don Juan.

„Ich habe ein Auferstehungsmittel gefunden. Hier, suche im Tischschubfach; öffne es, indem du auf eine Feder drückst, die hinter dem Greifen verborgen ist."

„Es ist geschehen, Vater."

„So, gut; nimm das kleine Flakon aus Bergkristall."

„Hier ist es."

„Zwanzig Jahre habe ich gebraucht, um . . ."

In diesem Augenblick fühlte der Greis sein Ende nahen und nahm alle Kraft zusammen, um zu sagen:

„Sowie ich den letzten Seufzer ausgestoßen habe, wirst du mich ganz mit dieser Flüssigkeit einreiben; dann werde ich wieder erwachen."

„Es ist sehr wenig," bemerkte der junge Mann.

Wenn Bartholomeo nicht mehr sprechen konnte, so hatte er doch die Fähigkeit, zu hören und zu sehen. Bei diesem Ausspruch wandte er mit erschreckender Plötzlichkeit den Kopf Don Juan zu, und sein Hals erstarrte in der Haltung eines Marmorbildes, das der Künstler verdammt hat, ewig zur Seite zu sehen. Er war tot, gestorben, als er seine letzte Illusion verloren sah. Er suchte eine Heimat im Herzen seines Sohnes und fand ein Grab — tiefer, als die Menschen es für ihre Toten machen. Sein Haar hatte sich vor Entsetzen aufgerichtet, und sein erstarrter Blick sprach noch immer. Es war ein Vater, der sich in Wut aus seiner Gruft erhob, um Gott um Rache anzugehen!

„Sieh da, der Biedermann ist tot!" rief Don Juan. Er hatte es so eilig gehabt, den mysteriösen Kristall beim Schein der Lampe zu betrachten, — wie ein Trinker nach der Mahlzeit seine Flasche fragend zum Licht hält — daß er nicht bemerkt hatte, wie das Auge seines Vaters brach. Der Hund blickte mit offenem Maul abwechselnd auf den toten Herrn und auf das Elixier,

gleichwie Don Juan auf den Vater blickte und auf die Phiole. Die Nachtlampe warf wellenförmige Flammen. Die Stille war grauenvoll, die Geige schwieg, Belvidero erbebte: es war ihm, als habe sein Vater sich gerührt. Der starre Blick der anklagenden Augen schüchterte ihn ein; er drückte sie zu, wie man in stürmischer Herbstnacht einen vom Wind bewegten Fensterladen schließt. Er stand da, unbeweglich, in eine Welt von Gedanken verloren. —

Plötzlich unterbrach ein scharfes Geräusch die Stille; es klang wie das Knirschen einer rostigen Feder. Don Juan hätte vor Überraschung fast das Flakon zu Boden fallen lassen. Kalter Schweiß, kälter als der Stahl eines Dolches, drang aus seinen Poren. Oberhalb einer Wanduhr erschien ein Hahn aus bunt bemaltem Holz und krähte dreimal. Es war eine jener ingeniösen Einrichtungen, mit Hilfe deren die Gelehrten sich damals zu bestimmter Stunde an ihre Arbeit setzen konnten. Schon schimmerte das Morgenrot durchs Fenster. Don Juan hatte zehn Stunden in Gedanken zugebracht! Die alte Uhr war treuer in ihrem Dienst gewesen, als er in der Erfüllung seiner Pflichten gegen Bartholomeo. Ihr Mechanismus bestand aus Holz, Gewinden, Stricken und Rädern, während er jenen Mechanismus besaß, der den Menschen eignet und den man Herz nennt. Um sich nicht nochmals der Gefahr auszusetzen, die geheimnisvolle Flüssigkeit zu verschütten, verwahrte sie der skeptische Don Juan wieder im Schubfach des kleinen gotischen Tischchens. In diesem ernsten Augenblick vernahm er von den Galerien her einen dumpfen Lärm: Stimmengewirr, unterdrücktes Gelächter, leichte Schritte, Seidenrauschen — kurz, eine heitere Gesellschaft, die sich zu mäßigen sucht. Die Tür öffnete sich, und der Prinz, Don Juans Freunde, die sieben Kurtisanen und

die Sängerinnen erschienen in jenem aufgelösten Zustand, in dem Festfreudige sich befinden, wenn der Sonnenschein gegen das verblassende Kerzenlicht ankämpft. Sie kamen alle, um dem jungen Erben die üblichen Beileidskundgebungen abzustatten.

„Oh, oh! Der arme Don Juan! Sollte er den Tod so ernst genommen haben!" flüsterte der Prinz ins Ohr der Brambilla.

„Sein Vater war ein sehr guter Mann," erwiderte diese.

Aber die nächtlichen Gedanken hatten Don Juans Gesichtszügen einen so seltsamen Ausdruck verliehen, daß die Gruppe verstummte. Die Männer standen unbeweglich. Die Frauen, deren Lippen vom Wein spröde geworden, deren Wangen fleckig waren von vielen Küssen, knieten nieder und beteten. Don Juan wurde von Zittern befallen, als er sah, wie Pracht und Freude, Lachen und Lied, Jugend und Schönheit und Macht — wie all dies verkörperte Leben sich vor dem Tode neigte. Aber in diesem wundersamen Italien waren Ausschweifung und Religion so fest miteinander verkuppelt, daß die Religion zur Ausschweifung wurde und die Ausschweifung zur Religion! Der Prinz drückte Don Juan herzlich die Hand, und nachdem die andern der Reihe nach eine halb traurige, halb gleichgültige Grimasse geschnitten, verschwand der Aufzug, und der Saal war wieder leer. Welch ein Bild des Lebens! Als sie die Treppen hinabgingen, sagte der Prinz zur Rivabarella:

„Wer hätte wohl geglaubt, daß Don Juan seine Gottlosigkeit heuchle! Er liebt seinen Vater!"

„Habt Ihr den schwarzen Hund gesehen!" fragte die Brambilla.

„Jetzt ist er fabelhaft reich!" seufzte die Bianca Cavatolino.

„Was kümmert's mich!" rief die stolze Veroneserin, dieselbe, welche die Konfektschale zerbrochen.

„Was dich das kümmert!“ rief der Herzog. „Mit seinen Talern ist er nun ebensosehr ein Prinz wie ich!“

Don Juan, von tausend Gedanken befallen, trieb bald hier-, bald dorthin. Nachdem er von den Schätzen Kenntnis genommen, die sein Vater aufgespeichert, kehrte er gegen Abend ins Sterbezimmer zurück — von einem maßlosen Egoismus erfüllt. Hier fand er die gesamte Dienerschaft seines Hauses damit beschäftigt, das Paradebett zu schmücken, auf welchem am kommenden Tage im prächtig dekorierten Trauergemach der „selige Herr“ aufgebahrt werden sollte, — ein Schauspiel, das ganz Ferrara bestaunen würde. Don Juan gab ein Zeichen, und alle seine Leute hielten erschreckt und bebend inne.

„Laßt mich hier allein,“ sagte er mit sonderbarer Stimme; „ihr sollt das Zimmer erst wieder betreten, wenn ich es verlasse.“

Als die Schritte des alten Dieners, der als letzter gegangen, nur noch schwach herüberhallten, schloß Don Juan eilig die Tür, und endlich gewiß, allein zu sein, rief er aus:

„Es gilt den Versuch!“

Die Leiche Bartholomeos lag auf einem langen Tisch. Um den Augen des Beschauers den ekelhaften Anblick eines Kadavers zu entziehen, den das außerordentlich hohe Alter und die dadurch bedingte Abmagerung fast als Skelett erscheinen ließen, hatten die Einbalsamierer die Leiche in ein Tuch gehüllt, das nur den Kopf freiließ. Diese Mumie also ruhte inmitten des Zimmers, und das naturgemäß weiche Tuch gab ihre Formen wieder, allerdings nur unklar und unterbrochen. Das Antlitz zeigte schon große lila Flecke, die es angezeigt sein ließen, die Einbalsamierung rasch zu vollenden.

Trotzdem er sich mit allem Skeptizismus gewappnet hatte, zitterte Don Juan, als er das magische Kristallfläschchen öffnete.

Als er neben dem Kopfe ſtand, mußte er einen Augenblick warten, ſo bebte er. Aber der junge Mann war früh genug von den Sitten eines leichtfertigen Hofes verdorben worden; ein Gedanke, der des Herzogs von Urbino würdig geweſen wäre, gab ihm Mut und eine brennende Neugier. Es war, als habe der Teufel ſelber ihm die Worte zugeflüſtert, die jetzt in ihm ertönten: „Reibe ein Auge ein!“ Er nahm ein Tuch, befeuchtete es ein wenig mit der koſtbaren Flüſſigkeit und ſtrich damit über die rechte Pupille des Leichnams. Das Auge öffnete ſich ...

„Ah, ah!“ ſagte Don Juan und preßte das Flakon in der Hand, wie wir im Traum die Hand um den Aſt preſſen, der uns rettend über einem Abgrund hält.

Er ſah ein Auge voller Leben, das Auge eines Kindes in einem Totenkopf; es hatte einen feuchten Glanz, und hinter dem Schutz ſchöner ſchwarzer Wimpern ſchimmerte es gleich dem einzigen Licht, das der Wanderer an einem Winterabend in der Einöde erblickt. Dies flammende Auge ſchien ſich über Don Juan herſtürzen zu wollen: es dachte, klagte an, verdammte, drohte, verurteilte, redete; es ſchrie, es tobte. Alle menſchlichen Leidenſchaften lebten darin. Es waren die zärtlichſten Beſchwörungen, ein königlicher Zorn, die Liebe eines jungen Mädchens, das ſeine Henker um Gnade bittet und ſchließlich der erkenntnistiefe Blick, mit dem ein Mann auf ſeinem Wege zum Schafott die Menſchheit mißt. So viel Leben blitzte in dieſem Fragment eines Lebens, daß Don Juan entſetzt zurückwich. Er ging im Zimmer auf und ab, ohne es zu wagen, das Auge anzublicken, das ihn vom Boden vor ſeinen Füßen und von den Wandteppichen her anzuſtarren ſchien. Das Zimmer war beſät mit Punkten voll Feuer, Leben, Intelligenz. Überall erglänzten Augen, die ſich auf ihn ſtürzen wollten!

„Er hätte noch einmal hundert Jahre gelebt," rief er unwillkürlich im nämlichen Augenblick, als eine diabolische Neugier ihn wieder zu seinem Vater hingeführt hatte und er den glitzernden Stern betrachtete.

Plötzlich schloß sich das Auge verständnisvoll und öffnete sich wieder; es war, als zwinkere eine Frau eine Zusage. Hätte eine Stimme „Ja!" gerufen — Don Juan hätte nicht entsetzter sein können.

Was tun! dachte er.

Er hatte den Mut und versuchte, das Auge zuzudrücken. Seine Anstrengungen waren vergeblich.

„Es ausreißen! Das ist vielleicht ein Vatermord!" fragte er sich.

„Ja," sagte das Auge mit höchst ironischem Zwinkern.

„Ah," rief Don Juan, „da ist Hexerei im Spiele!"

Und er näherte sich dem Auge, um es herauszureißen. Eine große Träne rollte über die eingefallenen Wangen der Leiche und fiel auf Belvideros Hand.

„Wie sie brennt!" rief er, sie wegwischend.

Dieser Kampf hatte ihn ermüdet, als habe er sich in einem Duell geschlagen; es war wie der Kampf Jakobs mit dem Engel.

Schließlich ermannte er sich, indem er sich sagte:

„Wenn nur kein Blut fließt . . ."

Dann, seinen ganzen Mut zu dieser Gemeinheit zusammenraffend, preßte er das Auge mittels eines Tuches aus der Höhle, aber ohne es anzusehen. Ein unerwarteter und schrecklicher Seufzer ließ sich hören. Der arme Pudel heulte auf und starb.

„Sollte er um das Geheimnis wissen!" fragte sich Don Juan mit einem Blick auf das treue Tier. — —

Don Juan Belvidero galt als ein frommer Sohn. Er errichtete auf dem Grabe seines Vaters ein Monument aus weißem Marmor und übertrug die Ausführung den berühmtesten Bildhauern seiner Zeit. Er fand nicht eher Ruhe, als bis die in Marmor gehauene Gestalt seines Vaters, vor einer allegorischen Darstellung der Frömmigkeit knieend, ihr gewaltiges Gewicht auf die Grube legte, auf deren Grund er den einzigen Reuegedanken versenkte, der ihn in Stunden körperlicher Abspannung jemals befallen hatte. Als Don Juan die ungeheuren Reichtümer sichtete, die der alte Orientfahrer gesammelt, wurde er geizig: mußte er nicht zwei Menschenalter mit Geld versorgen! Sein erkennender Blick durchforschte die Tiefen des gesellschaftlichen Lebens und umfaßte die Welt um so verlangender, als er sie hinter einem Grabe sah. Er prüfte die Menschen und die Dinge, um mit einem Male mit der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft, also der Geschichte, dem Gesetz und dem Glauben, fertig zu sein. Er nahm die Seele und die Materie, warf sie in einen Schmelztiegel und fand — nichts. Von da ab wurde er Don Juan!

Nun war er Herr aller Illusionen und stürzte sich, jung und schön, in das Leben, die Welt verachtend, aber sich der Welt bemächtigend. Sein Glück hatte nichts von jener bürgerlichen Zufriedenheit, die sich mit einem Brei, einer Wärmflasche im Winter, einer Nachtlampe und Pantoffeln, jedes Vierteljahr ein neues Paar, begnügt. Nein, er ergriff das Dasein wie ein Affe die Nuß, und ohne sich lange daran zu ergötzen, entfernte er klüglich die ordinären Hüllen, um die köstliche Frucht zu genießen. Die Poesie und alle anderen begeisterten Darstellungen des menschlichen Lebens berührten ihn nicht. Er beging nicht den Fehler so manches klugen Menschen, dem es dann und wann

einfällt, daß kleine Seelen an große Seelen glauben, und der dann die hohen Gedanken der Nachwelt gegen die kleine Münze unserer vorübergehenden Betrachtungen eintauscht. Wohl konnte er wie sie einhergehen, den Fuß auf der Erde und das Haupt in allen Himmeln; aber er zog es vor, sich niederzubeugen und mehr als einen zärtlichen, frischen und duftenden Frauenmund an seinen Küssen welken zu lassen; denn wie der Tod zerstörte er schamlos alles, woran er vorüberkam. Sein Liebesgenuß gipfelte wie der des Orients im Besitz, in langen und leichten Freuden. Da er in der Frau nur das Weib liebte, wurde die Ironie eine natürliche Geste seiner Seele. Wenn seine Mätressen sich ins Bett begaben, um jene Himmel zu ersteigen, wo sie im Schoße berauschender Ekstasen versanken, folgte ihnen Don Juan ernst, eifrig, hingebend, wie ein deutscher Student es sein kann. Aber er sagte „Ich", wenn seine Geliebte toll und aufgelöst „Wir" stammelte. Er verstand es wunderbar, sich von einer Frau hinreißen zu lassen. Er war immer stark genug, sich selber glauben zu machen, er zittere wie ein junger Gymnasiast, der auf einem Balle seine Tänzerin fragt: „Lieben Sie den Tanz!" Aber er verstand auch, zur rechten Zeit zu brüllen, sein sicheres Schwert zu ziehen und die Großen niederzuwerfen. Wenn er sich einfach gab, so war es Spott, und in seinen Tränen war ein Lachen — er hatte nämlich immer Tränen, wie eine Frau, die zu ihrem Gatten sagt: „Schenke mir eine Equipage, oder ich sterbe vor Herzweh!" Für die Kaufleute ist die Welt ein Tuchballen oder eine Menge laufender Rechnungen; für die meisten jungen Männer ist es eine Frau; für manche Frauen ein Mann; für gewisse Seelen ein Salon, eine Clique, ein Stadtviertel, eine Stadt. Don Juan brauchte die ganze Welt! Vornehm und liebenswürdig und mit verführerischen

Geistesgaben ausgestattet, ließ er sein Boot an jedem Ufer landen. Doch wenngleich er sich treiben ließ, ging er immer nur so weit, als er gerade wollte. Je mehr er sah, desto mehr wuchs sein Zweifel. Er beobachtete die Menschen und erkannte, wie häufig der Mut nichts anderes war als Dreistigkeit, Klugheit nichts anderes als Feigheit, Großmut — Berechnung, Gerechtigkeit — ein Verbrechen; und durch eine sonderbare Fügung gewahrte er, daß die wahrhaft redlichen, vornehmen, gerechten, großmütigen, klugen und mutigen Menschen von den anderen keinerlei Hochschätzung erfuhren.

„Welch frostiger Scherz ist das Ganze!" dachte er. „Es kann kein Gott gewesen sein, der das geschaffen hat."

Er beschloß, an eine prophezeite bessere Welt nicht mehr zu glauben; er entblößte nicht das Haupt vor Gottes Wort und Namen, und er achtete die steinernen Heiligen in den Kirchen nur als Kunstwerke. Er durchschaute den Mechanismus unserer sozialen Einrichtungen und lehnte sich nicht dagegen auf, denn er besaß nicht die Macht des Henkers; aber er wußte die Gesetze mit jener Anmut zu umgehen, wie sie in seiner Szene mit Herrn Sonntag so geistvoll geschildert ist. In der Tat, er war das Urbild des „Don Juan" von Molière, des „Faust" von Goethe, des „Manfred" von Byron und des „Melmoth" von Maturin; jener großen Gemälde, die von den größten Genies Europas geschaffen worden und denen weder die Akkorde eines Mozart noch voraussichtlich die Leier eines Rossini fehlen; jener schrecklichen Gemälde, welchen das im Menschen lebendige Prinzip des Bösen Ewigkeitswerte gibt und von denen sich in jedem Jahrhundert einige Typen wiederfinden: sei es, daß er in Mirabeau mit den Menschen Zwiesprach hält, sei es, daß er sich begnügt, stumm zu handeln, wie Bonaparte, oder das

Weltall in eine Ironie zu pressen, wie der göttliche Rabelais; oder noch besser, daß er die Menschen verlacht, um nicht die Dinge anzugreifen, wie der Kardinal Richelieu; oder gar, daß er Menschen und Dinge verachtet, wie der berühmteste unserer Gesandten. Aber das umfassende Genie des Don Juan Belvidero enthielt im voraus alle diese Genies in sich. Er ergötzte sich über alles und setzte sich selbst über alles. Sein Leben war eine Verhöhnung der Menschen, Dinge, Institutionen und Ideen. Und was die Ewigkeit anlangte, so hatte er in einer vertraulichen halben Stunde ein Gespräch mit dem Papst Julius II., bei dessen Beendigung er lachend zu ihm sagte:

„Wenn unbedingt gewählt werden muß, so möchte ich lieber an Gott als an den Teufel glauben; die Macht mit der Güte vereint bietet stets mehr Hilfsquellen, als der Geist des Bösen besitzt."

„Ja, aber Gott will, daß man hier auf Erden Buße tue."

„Ihr denkt also immer an Euren Ablaß!" erwiderte Belvidero. „Nun wohl, um die Fehler meines ersten Lebens zu bereuen, habe ich noch ein ganzes Dasein in Reserve."

„Ah! Wenn du das Alter so auffaßt, läufst du Gefahr, kanonisiert zu werden," rief der Papst.

„Nach Eurer Erhebung zum Papst kann man alles glauben."

Und sie gingen, um den Arbeitern beim Bau der ungeheuren Basilika zuzuschauen, die Sankt Petrus geweiht werden sollte.

„Sankt Petrus ist der geniale Mann, der uns unsere doppelte Macht verliehen hat," sagte der Papst zu Don Juan, „er verdient dieses Denkmal. Aber manchmal, nachts, denke ich, daß eine Sintflut das alles wie mit einem Schwamm auslöschen wird, und daß man wieder von vorne anfangen muß . . ."

Don Juan und der Papst lachten, sie hatten einander ver-

ſtanden. Ein Narr hätte ſich vielleicht andern Tages mit Julius II. bei Raffael vergnügt oder in der entzückenden Villa Madama; Belvidero aber ging, um ihn in all ſeiner päpſtlichen Würde zelebrieren zu ſehen, und dadurch ſeiner Zweifel Herr zu werden. Bei einer Schwelgerei hätte La Rovère ſich widerſprechen können und die Apokalypſe auslegen.

Dieſe Erzählung beabſichtigt jedoch nicht, denen, die eine Biographie Don Juans ſchreiben wollen, als Material zu dienen, ſondern ſie iſt beſtimmt, den ehrenwerten Leuten zu beweiſen, daß Belvidero nicht in ſeinem Zweikampf mit einem Stein umgekommen iſt, wie das einige Lithographen glauben machen wollen.

Als Don Juan Belvidero ein Alter von ſechzig Jahren erreicht hatte, ließ er ſich in Spanien nieder. Dort heiratete er auf ſeine alten Tage eine junge und bezaubernde Andaluſierin. Doch aus Berechnung war er weder ein guter Vater noch ein guter Gatte. Er hatte beobachtet, daß wir nie ſo zärtlich geliebt werden, wie von den Frauen, die wir kaum beachten. Donna Elvira, von einer alten Tante im Innern Andaluſiens auf einem Schloß nahe bei San Lucar ſehr fromm erzogen, war ganz Ergebenheit und ganz Anmut. Don Juan erriet, daß dieſes junge Mädchen als Weib lange gegen eine Leidenſchaft kämpfen würde, ehe ſie ſich ihr ergab; er hoffte alſo, ſie bis zu ſeinem Tode tugendhaft erhalten zu können. Es war eine ernſte Scherzaufgabe, eine Schachpartie, die zu ſpielen er ſich für ſein Alter aufſparen wollte. Gerüſtet mit den Erfahrungen all der Fehler, die ſein Vater Bartholomeo begangen, beſchloß Don Juan, ſelbſt die geringfügigſten ſeiner Handlungen auf den Erfolg des Dramas einzuſtellen, das ſich an ſeinem Totenbett abſpielen ſollte. So blieb der größte Teil ſeiner Reichtümer in den Kellern

seines Palastes zu Ferrara begraben, und selten nur begab er sich dorthin. Die andere Hälfte seines Vermögens legte er in einer Leibrente an, um sein Weib und seine Kinder an der Dauer seines eigenen Lebens zu interessieren; ein Schelmenstreich, den eigentlich sein Vater ihm gegenüber hätte begehen sollen. Aber diesen Machiavellismus hatte er durchaus nicht nötig. Der junge Philipp Belvidero, sein Sohn, wurde ein so gewissenhaft frommer Spanier, als sein Vater gottlos war, vielleicht in unbewußter Befolgung des Sprichworts: „Geiziger Vater, verschwenderischer Sohn."

Don Juan hatte zum geistlichen Berater der Herzogin von Belvidero und Philipps den Abt von San Lucar bestimmt. Dieser junge Geistliche war ein frommer Mann von guter Gestalt, vollendet ebenmäßig gebaut, mit schönen schwarzen Augen, dem Kopf eines Tiberius, von Fasten ermüdet, von Kasteiungen gebleicht und, wie alle Einsamen, von täglichen Versuchungen zermürbt. Der alte Edelmann hoffte vielleicht, vor der Beendigung seiner ersten Lebensbahn noch einen Mönch umbringen zu können. Aber — sei es, daß der Abt ebenso stark war, wie Don Juan selber es sein konnte, sei es, daß Donna Elvira mehr Klugheit oder Tugend besaß, als Spanien sonst den Frauen schenkt — Don Juan war genötigt, seine letzten Tage wie ein alter Landpfarrer still und ohne Skandal zu verbringen. Gelegentlich machte es ihm Vergnügen, seinen Sohn oder sein Weib auf einer Vernachlässigung ihrer religiösen Pflichten zu ertappen, und gebieterisch verlangte er, daß sie alle Gebote erfüllten, welche Rom seinen Getreuen vorschreibt. Nie war er glücklicher, als wenn er hörte, wie der liebenswürdige Abt von San Lucar, Donna Elvira und Philipp eine Gewissensfrage diskutierten.

Doch ungeachtet der übertriebenen Sorgfalt, die der edle

Don Juan Belvidero seiner Person angedeihen ließ, kamen die Tage des Verfalls. Mit ihnen und ihren Leiden kamen die Schreie der Ohnmacht, die um so tobender waren, je reicher und brennender die Erinnerung an seine überschäumende Jugend und sein schwelgerisches Mannesalter ihn befiel. Dieser Mann, dessen boshafter Spott so weit ging, die anderen zu zwingen, an Gesetze und Prinzipien zu glauben, die er selbst verachtete, schlief am Abend ein mit einem „Vielleicht . . .!" Er, das Vorbild des guten Tones, der Herzog, der bei den Orgien feurig, bei Hofe hochmütig, zu den Frauen liebenswürdig gewesen — obschon er ihre Herzen nach seinen Launen formte, wie ein Landmann die Weidenrute biegt — dieser geistvolle Mensch hatte eine hartnäckige Verschleimung, ein lästiges Hüftweh, ein quälendes Podagra. Er sah, wie seine Zähne von ihm gingen, gleichwie am Ende eines Festes die weißen und geputzten Damen eine nach der anderen sich fortbegeben und den Saal öde und ausgeräumt zurücklassen. Und endlich begannen seine kühnen Hände zu zittern, seine schlanken Beine zu schlottern, und eines Abends würgte ihn ein Schlaganfall mit krummen und eisigen Händen. Seit diesem verhängnisvollen Tage wurde er streng und grämlich. Er beschuldigte seinen Sohn und sein Weib, ihre rührende und zarte Sorge würde nur darum so innig an ihn verschwendet, weil er sein ganzes Vermögen in einer Leibrente angelegt habe. Elvira und Philipp vergossen daraufhin bittere Tränen und verdoppelten ihre Zärtlichkeiten gegen den böswilligen Greis, dessen gebrochene Stimme sich mühte, herzlich zu klingen, wenn er zu ihnen sagte:

„Meine Lieben, meine teure Gattin, ihr vergebt mir, nicht wahr! Ich quäle euch ein wenig. Ach, großer Gott! Was bedienst du dich meiner, um diese beiden himmlischen Ge-

schöpfe zu prüfen! Ich, der ihre Freude sein sollte, bin ihre Plage ..."

Auf diese Weise fesselte er sie an sein Lager und ließ sie ganze Monate der Ungeduld und Grausamkeit in einer einzigen Stunde vergessen, in der er den immer neuen Schatz seiner Liebenswürdigkeit und erheuchelten Zärtlichkeit vor ihnen ausbreitete; ein System väterlicher Gewalt, das unendlich viel wirksamer war als jenes, dessen sich seinerzeit sein Vater ihm gegenüber bedient hatte. Schließlich erreichte seine Krankheit einen solchen Grad, daß man, um ihn neu zu betten, mit seinem Körper manövrieren mußte, wie mit einer Feluke in gefährlichem Fahrwasser. Und endlich kam der Tag seines Todes. Diese strahlende und überlegene Persönlichkeit, deren Geisteskraft der schrecklichsten Zerstörung widerstand, sah sich umgeben von einem Arzt und einem Beichtiger, den beiden ihr antipathischsten Gesellen. Aber er war herablassend zu ihnen. Leuchtete nicht gerade ihm hinter den Schleiern der Zukunft ein schimmerndes Licht? Über diesen Vorhang, der den anderen schwarz erschien, für ihn aber durchsichtig war, huschten die zarten und berauschenden Köstlichkeiten der Jugend wie Schatten.

Es war an einem schönen Sommerabend, als Don Juan den Tod herannahen fühlte. Der Himmel Spaniens war von wundersamer Klarheit, die Orangenbäume dufteten, die Sterne hatten einen hellen, lebendigen Glanz, die Natur schien ihm untrügliche Vorahnungen seiner Auferstehung geben zu wollen. Ein frommer und gehorsamer Sohn betrachtete ihn mit Liebe und Ehrfurcht. Gegen elf Uhr verlangte er, mit jenem redlichen Menschen allein gelassen zu werden.

„Philipp," sagte er mit einer so zärtlichen, so hingebenden Stimme, daß der junge Mann erbebte und Tränen der Freude

vergoß, — nie hatte dieser unerbittliche Vater den Namen so gesprochen! — „Höre mich, mein Sohn," fuhr der Sterbende fort, „ich bin ein großer Sünder. Mein ganzes Leben lang habe ich meinen Tod vor Augen gehabt. Einst war ich der Freund des großen Papstes Julius II. Dieser erhabene Priester befürchtete, die gefährliche Reizbarkeit meiner Sinne könne mich zwischen der letzten Ölung und dem Hinscheiden noch irgendeine Todsünde begehen lassen; er machte mir eine Phiole zum Geschenk, die das heilige Wasser enthält, das in der Wüste aus dem Felsen sprang. Ich habe das Geheimnis solcher Vergeudung eines Kirchenschatzes wohl bewahrt, aber ich bin ermächtigt, das Geheimnis in articulo mortis meinem Sohne zu offenbaren. Du findest die Phiole im Schubfach dieses gotischen Tischchens, das stets am Kopfende meines Bettes gestanden hat ... Der kostbare Kristall kann dir noch dienlich sein, mein vielgeliebter Philipp. Schwöre mir bei deiner ewigen Seligkeit, meinen Anordnungen pünktlich nachzukommen."

Philipp blickte seinen Vater an. Don Juan verstand sich zu gut auf den Ausdruck unserer Empfindungen, um nicht im Vertrauen auf einen solchen Blick in Frieden zu sterben, gleichwie sein Vater seinerzeit vor Entsetzen über seinen Blick gestorben war.

„Du verdientest einen andern Vater," sagte Don Juan. „Ich wage dir zu gestehen, mein Kind, daß im nämlichen Augenblick, als der ehrenwerte Abt von San Lucar mir die letzte Ölung erteilte, ich an die Unvereinbarkeit zweier so ungeheurer Machterscheinungen wie die des Teufels und die Gottes denken mußte ..."

„Oh, mein Vater!"

„Und ich sagte mir, daß Satan, wenn er Frieden mache, unter dem Druck ein großer Schurke zu sein, seinen Anhängern

Verzeihung angedeihen lassen werde. Dieser Gedanke verfolgt mich. Ich werde also zur Hölle gehen, mein Sohn, falls du meine Wünsche nicht erfüllst."

„Oh, nennt sie mir rasch, mein Vater!"

„Sobald ich die Augen geschlossen habe," fuhr Don Juan fort, — „nach einigen Minuten etwa, — nimmst du meinen noch warmen Leib und streckst ihn auf einem Tisch inmitten dieses Zimmers aus. Dann wirst du die Lampe auslöschen; das Licht der Sterne muß dir genügen. Du wirst mich entkleiden, und während du ein ‚Pater' und ein ‚Ave' sagst und deine Seele zu Gott erhebst, wirst du Sorge tragen, mit diesem heiligen Wasser meine Augen, meine Lippen, — zunächst also den Kopf — dann der Reihe nach die Glieder des Leibes einzureiben. Doch, mein lieber Sohn, Gottes Macht ist so groß, daß du dich über nichts wundern darfst!"

Hier fügte Don Juan, der den Tod herannahen fühlte, mit angstvoller Stimme hinzu:

„Halte das Flakon fest in Händen!"

Darauf entschlief er in den Armen seines Sohnes, dessen reiche Zähren auf sein spöttisches und bleiches Antlitz fielen.

Es war gegen Mitternacht, als Don Philipp Belvidero den Leichnam seines Vaters auf den Tisch legte. Nachdem er die drohende Stirn und das graue Haar geküßt hatte, löschte er die Lampe aus. Das sanfte Licht des klaren Mondes, das seltsame Reflexe auf die Landschaft warf, erlaubte dem gläubigen Philipp, den Leichnam seines Vaters als eine unkenntliche weiße Form im Dunkel zu erblicken. Der junge Mann tauchte ein Leinenläppchen in die Flüssigkeit, und tief in sein Gebet versunken, befeuchtete er gewissenhaft das geheiligte Haupt, während eine ungeheure Stille ihn umgab. Wohl vernahm er unerklärliche

Schauer und Seufzer, aber er schob sie dem Spiel des Windes in den Wipfeln der Bäume zu. Als er den Kopf und auch den rechten Arm gesalbt hatte, fühlte er sich von einem jungen und kraftvollen Arme, dem Arme seines Vaters, am Halse gewürgt! Er stieß einen furchtbaren Schrei aus und ließ die Phiole fallen; sie zerbrach. Die Flüssigkeit verflüchtigte sich.

Die Schloßbewohner liefen herbei, mit Fackeln in den Händen. Der Schrei hatte sie aufgeschreckt und entsetzt, als habe die Posaune des Jüngsten Gerichts das Weltall erschüttert. Im Augenblick hatte sich das Zimmer mit Menschen gefüllt. Die zitternde Menge gewahrte den ohnmächtigen Don Philipp, noch immer aufrechtgehalten und gewürgt von dem kräftigen Arm seines Vaters. Dann — o unerhörtes Wunder! — erblickten die Versammelten den Kopf Don Juans — so jung, so schön, wie der des Antinous: ein Kopf mit schwarzem Haar, strahlenden Augen und roten Lippen, der sich unsagbar abmühte, das Skelett, zu dem er gehörte, aufzurichten.

Ein alter Diener schrie:

„Ein Wunder!"

Und alle diese Spanier wiederholten:

„Ein Wunder!"

Donna Elvira, die zu fromm war, an Zauberei zu glauben, ließ den Abt von San Lucar holen. Als der Priester mit seinen eigenen Augen das Wunder betrachtete, beschloß er, als kluger Mann und als Abt, der nichts weiter verlangt, als seine Einkünfte zu erhöhen, seinen Vorteil daraus zu ziehen. Er erklärte daher sogleich, der Edelherr Don Juan werde kanonisiert werden, und bestimmte zur Abhaltung der Apotheose sein Kloster, das sich von nun an, so sagte er, „San Juan de Lucar" nennen werde. Bei diesen Worten schnitt der Kopf eine spöttische Grimasse.

Die Vorliebe der Spanier für dergleichen Feiern ist so bekannt, daß es nicht schwerfallen kann, sich das religiöse Gepränge vorzustellen, mit welchem die Abtei San Lucar die Überführung des verklärten Don Juan Belvidero in ihre Kirche bewerkstelligte. Einige Tage nach dem Tode des erlauchten Edelherrn hatte sich das Wunder seiner teilweisen Auferstehung so von Dorf zu Dorf herumgesprochen — in einem Umkreis von mehr als fünfzig Meilen — daß es schon ein Schauspiel war, die Neugierigen unterwegs zu sehen. Von allen Seiten kamen sie herbei, angelockt von einem Tedeum bei Fackelbeleuchtung. Die uralte Moschee des Klosters von San Lucar, ein wundervoller Bau, den die Mauren errichtet hatten, und in dessen Hallen schon vor drei Jahrhunderten der Name Jesus Christus demjenigen Allahs gefolgt war, konnte die Menge nicht fassen, die zu dieser Zeremonie herbeigeeilt kam. Zusammengedrängt wie Ameisen standen die Hidalgos in Samtmänteln und mit schönen Degen bei den Säulen und Pfeilern; sie fanden keinen Platz, ihr Knie zu beugen — das sie doch nur an solchem Orte beugten. Entzückende Landmädchen, deren Baskinen ihre zärtlichen Formen zeigten, führten weißhaarige Greise am Arm. Junge Männer mit feurigen Augen standen neben alten, geputzten Frauen. Dann gab es glückstrahlende Pärchen, neugierige Bräute, die ihre Verlobten herbeigeführt; Jungverheiratete und Kinder, die einander ängstlich bei der Hand hielten. Diese farbenreiche, strahlende, blumengeschmückte Menge erfüllte die Nacht mit gedämpften Reden und Geräuschen.

Die weiten Pforten der Kirche öffneten sich. Die Zuspätgekommenen, die draußen standen, sahen von weitem, durch drei Portale hindurch eine Szene, von deren Pomp die von Duft-

wolken umschwebten Dekorationen unserer modernen Opern nur eine schwache Vorstellung geben können. Gottesfürchtige und Sünder, zusammengeströmt, um die Gnade eines neuen Heiligen zu gewinnen, hatten zu seinen Ehren Tausende von Sitzen in dieser riesigen Kirche mit ihren Fackeln beleuchtet, deren Flammen den Monumenten seltsame Formen liehen. Die schwarzen Arkaden, die Säulen und die Kapitäle, die tiefen von Gold und Silber strahlenden Kapellen, die Galerien, die sarazenischen Ornamente, die zartesten Feinheiten dieser zarten Skulptur wurden in der verschwenderischen Lichtfülle lebendig, wie seltsame Glutgestalten in einem Kohlenbecken. Es war ein Meer von Feuer, das im Hintergrunde der Kirche von dem vergoldeten Chor überstrahlt wurde, wo der Hauptaltar sich erhob, dessen Glanz strahlender war als eine aufgehende Sonne. In der Tat, die Pracht der goldenen Lampen, der silbernen Kandelaber, der Fahnen und Bänder und Quasten, der Heiligen und der ex voto verblaßten vor dem geöffneten Reliquienschrein, in dem Don Juan sich befand. Der Körper des Gottlosen glitzerte von Edelsteinen, Blumen, Kristallen, Diamanten, Goldschmuck und Federn, die weiß erglänzten wie die Schwingen eines Seraphim; er lag über dem Altar und hatte die Stelle eines Christusbildes eingenommen. Um ihn her brannten zahlreiche Wachskerzen, die flammende Wellen emporsandten.

Der gute Abt von San Lucar im Priestergewand und der mit kostbaren Edelsteinen besetzten Mitra, dem Chorhemd, dem goldenen Kreuz, thronte als König des Chors auf einem Lehnsessel von fürstlicher Pracht inmitten seiner gesamten Geistlichkeit: gleichgültigen silberhaarigen Greisen in kostbaren weißen Chorhemden, die ihn umringten, wie die Maler die heiligen Apostel um den Ewigen gruppieren. Der Chordirektor und die Würdenträger

des Kapitels, mit den strahlenden Insignien ihrer selbstgefälligen Geistlichkeit geschmückt, kamen und gingen durch die wallenden Weihrauchwolken, wie Sterne, die am Firmamente rollen.

Als die Stunde des Triumphes gekommen war, weckten die Glocken das Echo der Ebene, und die ungeheure Versammlung schleuderte den ersten Lobschrei zu Gott empor, mit dem das Tedeum beginnt. Ein heiliger Schrei! Da waren reine und leichte Stimmen, Stimmen von Frauen in Ekstase, vermischt mit den ernsten und starken Stimmen der Männer; Tausende so machtvoller Stimmen, daß die Orgel das Ganze nicht mehr beherrschte, trotz des Tosens ihrer Pfeifen. Nur die durchdringenden Töne der jungen Kinderstimmen vom Chor und die breiten Klänge einiger Baßsänger erweckten heitere Gedanken, malten die Kindheit und die Kraft in diesem wundervollen Konzert von Menschenstimmen, die in hingebender Liebe untergingen.

„Te Deum laudamus!"

Aus den Tiefen der Kathedrale, die schwarz war von knieenden Männern und Frauen, erhob sich dieser Gesang wie ein Licht, das plötzlich in der Nacht aufflammt, und die Stille war wie mit einem Donnerschlag gebrochen. Die Stimmen stiegen mit den Weihrauchwolken hinauf, die über die phantastischen Wunder der Architektur bläulich durchsichtige Schleier warfen. Alles war Reichtum, Duft, Licht und Lied.

Als diese Klänge der Liebe und der Dankbarkeit zum Altar hinströmten, erwiderte sie Don Juan, zu höflich, um nicht zu danken und zu zynisch, um nicht zu spötteln, mit einem furchtbaren Lachen und spreizte sich in seinem Heiligenschrein. Aber der Teufel flüsterte ihm zu, daß er hier Gefahr liefe, für einen gewöhnlichen Menschen genommen zu werden, für einen Heiligen, einen Bonifazius, einen Pantaleone, und er schleuderte

in die seligen Klänge ein Geheul, in das die tausend Stimmen der Hölle mit einfielen. Die Erde segnete, der Himmel verfluchte. Die Kirche erbebte davon in ihren uralten Grundmauern.

„Te Deum laudamus!" sagte die Versammlung.

„Geht zu allen Teufeln, ihr blödes Pack! Gott! Gott! Carajos demonios! Seid ihr verrückt mit eurem Greisengott?!"

Und ein Strom von Flüchen ergoß sich wie ein brennendes Lavameer bei einer Eruption des Vesuv.

„Deus sabaoth! . . . Sabaoth!" riefen die Christen.

„Ihr beleidigt die Majestät der Hölle!" erwiderte Don Juan, der mit den Zähnen knirschte.

Es gelang ihm, den lebendigen Arm aus seinem Heiligenschrein herauszustrecken, und er bedrohte die Versammelten mit verzweifelten und ironischen Gesten.

„Der Heilige segnet uns!" sagten die alten Weiber, die Kinder und die Bräute — gläubige Seelen.

Da sieht man, wie oft unsere Anbetung uns falsch sehen läßt. Ein überlegener Geist belustigt sich über die, die ihm Komplimente machen und macht manchmal denen Komplimente, über die er sich im Grunde seines Herzens belustigt.

Als der Abt sich vor dem Altare neigte und sang: „Sancte Johannes, ora pro nobis!" hörte er deutlich die Worte: „O coglione!"

„Was geht dort oben vor!" rief der Unterprior, der sah, daß der Heiligenschrein sich bewegte.

„Der Heilige spielt den Teufel," erwiderte der Abt.

Da machte sich der lebendige Kopf mit gewaltigem Ruck von dem leblosen Leibe frei und fiel dem Offizianten auf den gelben Schädel.

„Zur Erinnerung an Donna Elvira!“ schrie das Haupt und zerfleischte den Kopf des Abtes.

Dieser stieß einen entsetzlichen Schrei aus, der die Zeremonie unterbrach. Alle Priester liefen herbei und umringten ihren Oberherrn.

„Schafskopf, nun sage noch, daß es einen Gott gibt!“ rief die Stimme, als der Abt, mit zerbissener Hirnschale, seinen Geist aufgab.

Das verfluchte Kind

In einer Winternacht gegen zwei Uhr morgens befielen die Gräfin d'Hérouville so heftige Schmerzen, daß sie trotz ihrer Unerfahrenheit ihre Niederkunft nahen fühlte. Der Instinkt läßt uns von jeder Veränderung Gutes hoffen, und er riet ihr, sich im Bette aufzurichten, — sei es um die Natur dieser neuen Schmerzen zu beobachten, sei es um ihre Lage zu überdenken.

Sie war die Beute schrecklicher Beängstigungen, die weniger die Qualen einer ersten Niederkunft zur Ursache hatten, davor die meisten Frauen zurückschrecken, sondern die Gefahren, die das Kind erwarteten.

Um ihren Gemahl nicht zu wecken, der an ihrer Seite schlief, ergriff die arme Frau Vorsichtsmaßregeln, so überängstlich wie ein Gefangener, der entfliehen will. Sie empfand nicht mehr die von Minute zu Minute heftiger werdenden Schmerzen, so sehr konzentrierte sie ihre Kräfte auf den peinvollen Versuch, ihre angstfeuchten Hände in das Kissen zu stützen, um den schmerzdurchwühlten Körper aufzurichten, da sie im Liegen ihre Widerstandskraft schwinden fühlte. Auf das leiseste Rauschen der riesigen grünen Steppdecke aus Moiréseide, unter der sie seit ihrer Hochzeit so wenig geschlafen hatte, schrak sie zusammen, als ob sie eine Glocke berührt hätte. Sie beobachtete ihren Gatten voll ängstlicher Spannung und teilte ihre Aufmerksamkeit zwischen den Falten des grellen Stoffes und dem breiten, sonnverbrannten Gesicht, dessen Schnurrbart ihre Schulter streifte. Kam ein lauterer Atemzug von den Lippen ihres Gemahls, so erfüllte er sie mit jähem Schrecken, der die fiebernde Röte zwiefacher Todesängste auf ihren Wangen noch flammender entfachte. Wenn ein Verbrecher nächtlicherweile bis an die Tür seines Kerkers gelangt ist und nun versucht, den ge-

fundenen Schlüssel geräuschlos in einem unerbittlichen Schloß zu drehen, — er könnte nicht furchtsamer sein bei seinem Wagnis, als die Unglückliche hier.

Als es der Gräfin endlich gelungen war, sich im Bette aufzusetzen, zeigte sie eine kindliche Freude, in der sich die rührende Naivität ihres Charakters offenbarte; aber das Lächeln, kaum auf ihren fieberverbrannten Lippen erblüht, erstarb sogleich; ein Gedanke kam und verfinsterte ihre klare Stirn, und in ihre großen blauen Augen kehrte die Traurigkeit zurück. Sie stieß einen Seufzer aus und stützte ihre Hände wieder mit ängstlicher Behutsamkeit in das unselige eheliche Kissen. Und als ob sie zum erstenmal seit ihrer Heirat Herrin ihrer Handlungen und Gedanken sei, besah sie die Gegenstände um sich her, indem sie den Hals mit sanften Bewegungen reckte wie ein Vogel im Käfig. Wenn man sie so sah, erriet man leicht, daß sie vor kurzem noch ganz Freude und Übermut gewesen war, und daß eine plötzliche Schicksalswendung ihre ersten Hoffnungen niedergemäht und ihre unbefangene Heiterkeit in Schwermut verwandelt hatte.

Das Zimmer war eines von denjenigen, wie sie noch in unseren Tagen von achtzigjährigen Hausverwaltern den Besuchern alter Schlösser mit den Worten gezeigt werden: „Hier ist das Paradezimmer, in dem Ludwig XIII. geschlafen hat." Schöne Wandstickereien, meist in einem braunen Ton, wurden von breiten Nußbaumleisten eingerahmt, deren köstliche Schnitzereien von der Zeit gedunkelt waren. An der Zimmerdecke bildeten die Balken arabeskengeschmückte Kassetten im Stil des vergangenen Jahrhunderts, die ihr Kastanienbraun bewahrt hatten.

Dieser Prunk voll strenger Farben spiegelte das Licht so wenig, daß es schwer war, die Zeichnungen zu unterscheiden, selbst

wenn die Sonne voll in das stockhohe Gemach fiel, das breit und tief war.

Eben jetzt war es schwach erhellt von der silbernen Lampe auf dem Aufsatz des weiten Kamines, deren zitternder Schimmer den nebelverhüllten Sternen glich, die für Augenblicke durch die grauenden Schleier einer Herbstnacht blitzen. Der Kamin stand dem Bett der Gräfin gegenüber, und in seinen Marmor waren Fratzen geschnitten, die aus Gesichtern von so grotesker Scheußlichkeit blickten, daß sie nicht wagte, ihre Augen dort ruhen zu lassen, — sie fürchtete Bewegungen zu sehen, oder ein schallendes Lachen aus gähnend verzerrtem Mund zu hören.

Es grollte ein furchtbarer Sturm im Kamin, der die sanftesten Windstöße fing und sie schauerlich widerhallen ließ; der breite Rauchfang verband den Kamin so unmittelbar mit der Außenluft, daß die zahlreichen Brände des Feuerherdes eine Art Atmung hatten; sie erglommen und verlöschten wieder, je nach der Willkür des Windes. Das Wappenschild der Familie d'Hérouville mit all seinen Helmzieren und Wappenmännern in weißen Marmor gehauen lieh diesem Aufbau das Aussehen eines Grabmales, das gleichsam das Gegenstück des Bettes bildete, diesem Monument zum Preise Hymens.

Ein moderner Architekt wäre in Verlegenheit gewesen zu entscheiden, ob das Gemach für das Bett erbaut sei oder das Bett für das Gemach. Zwei Amoretten, die auf einem girlandengeschmückten Nußbaumhimmel spielten, hätten für Engel gelten können, und die Säulen aus demselben Holz, die diesen Dom trugen, zeigten mythologische Allegorien aus der Bibel und aus Ovids Metamorphosen. Dieser Himmel hätte ebenso passend in einer Kirche den Bischofssessel oder das Chorgestühl krönen können. Die Gatten stiegen auf drei Stufen zu dem prun-

kenden Lager empor, das von einer Estrade umgeben und mit glänzend bestickten Vorhängen aus grüner Seide geschmückt war. Die Falten des riesigen Betthimmels standen steif und starr, — man hätte sie zur Nacht für metallenes Gewebe halten können. Auf dem grünen Samt mit goldenen Fransen, der die Wand hinter diesem großherrlichen Bett bedeckte, hatte der Aberglaube der Grafen d'Hérouville ein großes Kruzifix befestigt. Am Palmsonntag, wenn der Kaplan das Wasser des Weihkessels erneute, brachte er zu Füßen des Kreuzes ein geweihtes Buchsbaumreis an.

Auf der einen Seite des Kamines stand ein Schrank, aus kostbarem Holz herrlich gearbeitet, wie ihn junge Brautleute in der Provinz noch heute am Tage ihrer Hochzeit bekommen. Diese alten, jetzt von Antiquitätenhändlern so gesuchten Truhen waren die Rüstkammern, aus denen die Frauen die Schätze ihres reichen und zierlichen Putzes schöpften: sie enthielten Spitzen, Schnürleibe, hohe Kragen, Schleppen, Gürteltaschen, Masken, Handschuhe und Schleier, alle die Erfindungen der Koketterie des XVI. Jahrhunderts. Symmetrisch erhob sich auf der anderen Seite ein ähnliches Möbelstück, in dem die Gräfin ihre Bücher, ihre Papiere und ihren Schmuck verwahrte. Alte Damastsessel, ein großer, grünlicher, venezianischer Spiegel, eingelassen in eine Art Putztisch, vollendeten die Einrichtung des Raumes. Der Boden war mit einem Perserteppich bedeckt, dessen Kostbarkeit die Galanterie des Grafen bekundete. Auf der letzten Stufe zum Bett stand ein Tischchen, darauf die Kammerfrau allabendlich einen Gewürztrank in silbernem oder goldenem Kruge kredenzte.

Haben wir einige Schritte ins Leben getan, so kennen wir den geheimen Einfluß, den die Umgebung auf die Stimmung

der Seele ausübt. Für wen sind nicht schon böse Zeiten gekommen, da er die Dinge seiner Umgebung abergläubisch nach einem Zeichen befragt! Glücklich oder elend, dem Menschen nehmen die unbedeutendsten Dinge Gesichter an, mit denen er lebt; er hört auf sie, er befragt sie, so sehr ist er von Natur dem Übersinnlichen zugeneigt. Auch die Gräfin ließ ihre Blicke über die Möbelstücke schweifen, als ob sie lebendige Wesen wären, als bäte sie um Schutz oder Hilfe. Aber diese düstere Pracht schien unerbittlich.

Plötzlich verdoppelte sich das Getöse des Sturmes. Die junge Frau wagte nicht mehr, Günstiges zu hoffen bei solchen Drohungen des Himmels, dessen veränderliche Zeichen in dieser Zeit der Leichtgläubigkeit ein jeder, je nach seiner Veranlagung, auszulegen gewohnt war. Sie trug ihre Augen schnell wieder zu den Fensterkreuzen im Spitzbogen am Ende des Gemaches; aber die winzigen Scheiben und die zahlreichen Bleiplättchen ließen den Blick nicht durchdringen, um zu erkennen, ob das Ende der Welt nahte, wie es einige almosengierige Mönche behauptet hatten. Es war nicht schwer, dieser Prophezeiung zu glauben bei dem Getöse des empörten Meeres, dessen Wogen die Schloßmauern bestürmten und sich so wild mit dem Schrei des Sturmes vereinigten, daß die Felsen zu wanken schienen.

Trotzdem die Wehen die Gräfin immer grausamer bedrängten, wagte sie nicht, ihren Mann zu wecken; aber sie durchforschte seine Züge, als ob die Verzweiflung ihr geraten hätte, dort einen Trost gegen so viel düstere Vorbedeutungen zu suchen.

Wenn schon die Gegenstände um sie her die junge Frau traurig stimmten, — dieses Gesicht flößte ihr noch mehr Trauer ein, trotz der Ruhe, die der Schlaf darüber breitete. Der flackernde Lampenschein erstarb am Bettrand und beleuchtete den Kopf des

Grafen nur für Augenblicke, so daß das zuckende Licht auf dem ruhenden Antlitz die Kämpfe gewitternden Denkens vortäuschte. Selbst als sie die Ursache dieser Erscheinung erkannt hatte, konnte sich die Gräfin kaum beruhigen. Jedesmal, wenn ein Windstoß das Licht auf das große Gesicht warf, die harten Falten beschattend, schien es ihr, als ob ihr Gemahl zwei Augen voll unerträglicher Härte auf sie heftete.

Unerbittlich wie der Krieg, der damals zwischen der Kirche und dem Calvinismus wütete, war die Stirn des Grafen noch im Schlummer voll Drohungen; zahlreiche Furchen, die die Aufregungen eines kriegerischen Lebens hineingegraben hatten, gaben ihm eine vage Ähnlichkeit mit den verwitterten Steinen uralter Denkmäler; vor der Zeit ergraute Haare umrahmten die Stirn, wirr wie das Moos alter Eichen, und die religiöse Unduldsamkeit sprach daraus mit leidenschaftlicher Roheit. Die gebogene Raubvogelnase, das schwarz und faltig umrandete gelbe Auge, die vorspringenden Knochen des fleischlosen Gesichtes, die Strenge der tiefen Runzeln, die Verachtung, die die Unterlippe herabzog — alles verkündete einen Ehrgeiz, einen Despotismus und eine Stärke, die um so mehr zu fürchten waren, als der schmale Schädel absoluten Mangel an Geist und nur Mut ohne Großmut verriet.

Und dieses Antlitz war schrecklich entstellt durch eine breite Quernarbe, deren Schnitt einen zweiten Mund in der rechten Wange öffnete. Mit dreiunddreißig Jahren hatte der Graf, voll Ehrgeiz, sich auszuzeichnen, an dem unglückseligen Religionskrieg teilgenommen, zu dem die Bartholomäusnacht das Signal gab. Eine schwere Verletzung, die er bei der Belagerung von La Rochelle erhielt, fachte seinen Haß gegen die Religionsfeinde noch heftiger an und dehnte diesen Haß durch eine

natürliche Regung auch auf die Menschen mit schönen Gesichtern aus. Schon vor dieser Katastrophe wollte keine Dame seine Huldigungen empfangen, so häßlich war er. Die einzige Leidenschaft seiner Jugend war eine berühmte Frau, die man die schöne Römerin nannte. Der Argwohn, den ihm sein neues Unglück einflößte, machte ihn in so hohem Grade unsicher, daß er es nicht mehr für möglich hielt, wirkliche Leidenschaft zu erwecken, und sein Charakter wurde so wild, daß er seine spärlichen Liebeserfolge mehr der Angst vor seinen Grausamkeiten, als der Neigung verdankte.

Die linke Hand dieses gewalttätigen Katholiken hing über den Bettrand; sie vollendete seine Charakteristik. Ausgestreckt wie die gierige Hand eines Geizigen, schien sie die Gräfin zu bewachen; sie war dicht mit Haaren bedeckt und dem Geflechte vorspringender Adern und Muskeln, so daß sie einem von vergilbtem Efeu umklammerten Baumstrunk glich. Kindern hätte das Antlitz des Grafen alle Schrecken der Menschenfressergeschichten heraufbeschworen. Es genügte, die Länge und Breite des Raumes zu sehen, die der Graf im Bette einnahm, um einen Begriff von seiner gigantischen Größe zu bekommen. Unter den dicken, ergrauenden Augenbrauen, die seine Lider fast bedeckten, erglomm das brennende Auge, das an die flackernde Wildheit eines im Gebüsch lauernden Wolfes gemahnte. Ein großer ungepflegter Schnurrbart verbarg die Oberlippe, denn der Graf verachtete Sorgfalt und Körperpflege.

Zum Heil der unglücklichen Gräfin schwieg der Mund ihres Gatten gegenwärtig, denn noch die sanftesten Töne seiner heiseren Stimme ließen sie erzittern.

Obgleich der Graf d'Hérouville kaum fünfzig Jahre zählte, mußte man ihn für sechzig halten, so sehr hatten die Krieges-

mühen sein Angesicht verheert, ohne indessen seinen robusten Körper zu erschüttern. Aber es lag ihm nichts daran, wie ein Liebhaber auszusehen.

Es war ein schmerzhafter Gegensatz, die Gräfin, die im achtzehnten Jahre stand, neben diesem Riesen zu erblicken. Sie war weiß und schmal. Ihre goldgetönten, kastanienbraunen Haare spielten über ihren Nacken wie dunkle Wölkchen und umrahmten eines jener köstlichen Gesichter, wie sie Carlo Dolci für seine Madonnen mit dem Elfenbeinteint gefunden hat, und die fast zu verhauchen scheinen unter den Stürmen körperlicher Schmerzen. Man hätte sie für eine Engelserscheinung halten können, die heruntergesandt war, mit ihrer Sanftmut das Toben des Grafen zu mildern.

„Nein, er wird uns nicht töten!" rief es in ihr, nachdem sie ihren Gemahl lange betrachtet hatte. „Ist er nicht edel, groß, mutig und seinem Wort getreu?" ...

Seinem Wort getreu ... als sie diese Worte in ihren Gedanken wiederholte, schauderte sie heftig zusammen und verharrte in angstvoller Spannung.

Um die furchtbare Lage der Gräfin zu begreifen, ist es notwendig zu erzählen, daß sich diese nächtliche Szene im Jahre 1591 zutrug, zu einer Zeit, da der Bürgerkrieg in Frankreich herrschte und die Gesetze ohne Gültigkeit waren. Die Ausschreitungen der Ligue, die sich der Thronbesteigung Heinrichs IV. widersetzte, überstiegen alle andern Kriegesnöte. Niemand wunderte sich mehr, wenn ein großer Herr seinen Feind am hellichten Tag öffentlich mordete, so weit war die Zügellosigkeit gediehen. Wenn in privater Sache eine militärische Expedition im Namen des Königs oder der Ligue unternommen wurde, so erhielt sie von beiden Seiten die größten Lobsprüche. Auf diese

Weise wäre auch der Soldat Balagny fast souveräner Prinz geworden, an den Toren Frankreichs. Was die Morde im Familienkreis anbelangt, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, so machte man sich, wie ein Zeitgenosse sagt, darüber weniger Gedanken, als um ein Strohbündel, wenigstens wenn sie nicht von besonders grausamen Umständen begleitet waren. Kurze Zeit vor dem Tode des Königs hatte eine Hofdame einen Edelmann ermordet, der unschicklich von ihr gesprochen hatte. Einer von den Lieblingen König Heinrichs III. sagte darüber zu diesem:

„Gotts Donner! Sie hat ihn ganz entzückend aufgespießt!"

Durch die Härte eines solchen Regimentes hielt der Graf d'Hérouville, einer der leidenschaftlichsten Royalisten, den ganzen Teil der Normandie, der an die Bretagne grenzt, unter dem Gehorsam Heinrichs IV. zusammen. Als das Haupt einer der reichsten Familien Frankreichs hatte er die Einkünfte seiner zahlreichen Güter noch um ein Beträchtliches vermehrt, indem er sieben Monate vor Beginn dieser Geschichte Jeanne de Saint-Savin heiratete, ein junges Fräulein, das durch einen Zufall, wie er in dieser Zeit, wo die Menschen wie Fliegen starben, häufig genug war, plötzlich die Güter der beiden Zweige des Hauses Saint-Savin in Händen hatte. Eiserne Notwendigkeit und Schrecken waren die einzigen Gründe dieser Verbindung.

Bei einem Festmahl, das die Stadt Bayeux zwei Monate später dem Grafen und der Gräfin d'Hérouville zur Feier ihrer Heirat gab, entspann sich eine Unterhaltung, die man zu dieser Zeit der Unbildung sehr abgeschmackt fand; sie bezog sich auf die mögliche Legitimität der Kinder, die zehn Monate nach dem Tod des Vaters oder sieben Monate nach der ersten Hochzeitsnacht zur Welt kommen.

„Madame," sagte der Graf brutal zu seiner Frau, „wollen Sie mir nach meinem Tod ein Zehnmonatskind schenken, so kann ich nichts dagegen tun. Aber beginnen Sie ja nicht mit einem Siebenmonatskind!"

„Was tätest du dann, alter Bär!" fragte der junge Marquis de Verneuil, der meinte, der Graf wolle scherzen.

„Ich würde einfach der Mutter und dem Kind den Hals umdrehen."

Diese peremptorische Antwort schloß die Diskussion, die ein niedernormannischer Herr so unklug eingeleitet hatte. Die Zechgenossen schwiegen still und betrachteten die hübsche Gräfin d'Hérouville mit stummem Entsetzen. Alle waren überzeugt, daß der wilde Ritter seine Drohungen gegebenenfalls wahrmachen würde.

Die Worte des Grafen widerhallten in der Brust der jungen Frau, die sich Mutter fühlte; im selben Augenblick sagte ihr eines jener Vorgefühle, die die Zukunft wie ein Blitzstrahl erhellen, daß sie im siebenten Monat gebären werde. Eine Fieberhitze befiel die junge Frau von Kopf zu Fuß, alle Lebensglut strömte zum Herzen, und dieses innere Glühen ließ sie von außen frösteln.

Seit damals verging kein Tag, ohne daß dieses geheime Entsetzen die unschuldigen Regungen ihrer Seele niedergedrückt hätte. Bei der Erinnerung an den Blick und den Ton, womit der Graf seine Worte begleitet hatte, erstarrte jetzt das Blut der Gräfin zu Eis; und ihre Schmerzen wurden schweigend, während sie sich über den Grafen beugte und dort im Schlaf die Spuren eines Mitleids zu finden hoffte, das sie im Wachen vergeblich suchte.

Das Kind, schon vor seiner Geburt vom Tode bedroht, ver-

langte mit heftigen Bewegungen nach dem Licht des Tages, und sie rief — und ihre Stimme war ein Seufzer:

„Armes Kind ..."

Sie vollendete nicht, denn es gibt Gedanken, die eine Mutter nicht erträgt. Unfähig ihren quälenden Erwägungen noch länger nachzuhängen, war die Gräfin wie erstickt von Herzensbeklemmungen, die sie nie vorher empfunden hatte. Zwei Tränen rollten langsam über ihre Wangen, zogen da zwei glänzende Spuren und lagen auf ihrem weißen Antlitz wie Tautropfen auf einer Lilie. Welcher Gelehrte würde zu behaupten wagen, das ungeborene Kind bleibe auf einem abgegrenzten Gebiet, wohin die Erregungen der Mutter nicht dringen, während dieser Stunden, da die Seele den Körper umarmt und ihm ihr innerstes Leben mitteilt, da die Gedanken das Blut durchpulsen, mit heilendem Balsam oder mit giftigen Strömungen! Dieses Schaudern, das den Baum schüttelt — wird es die Frucht nicht schädigen! Dieses Wort: „Armes Kind ..." — war es ein Schicksalsspruch, von einem Vorahnen der Zukunft diktiert! Die Schauer der Mutter sprachen laut, und ihr prophetischer Blick war durchdringend.

Jene blutige Antwort des Grafen band auf unheimliche Weise die Vergangenheit seiner Frau an diese verfrühte Geburt. Seine bösen Zweifel, die er so öffentlich ausgesprochen hatte, senkten sich mit einem Grauen in die Brust der Gräfin, das unablässig widertönte. Tausend zerstreute Bilder, die sich seit diesem unheilvollen Fest vor ihren Augen jagten, suchte sie mit ebensoviel Angst abzuwehren, als eine andere Frau Vergnügen daran gefunden hätte, sie wachzurufen. Gewaltsam verwehrte sie sich die wehmütige Erinnerung an die glücklichen Tage, da ihr Herz frei lieben durfte.

Wie die Heimatlieder, die Verbannte zu Tränen rühren, ließen diese Erinnerungen so wundervolle Stunden in ihr aufleben, daß ihr junges Gewissen es ihr vorwarf wie ebenso viele Sünden und ihr die Drohungen des Grafen noch schaudervoller ins Gedächtnis rief: das war das Geheimnis, von dem die Gräfin bedrückt wurde.

Schlafende Gesichter nehmen in der vollkommenen Ruhe des Geistes und des Körpers eine gewisse Sanftheit an; aber trotzdem der Schlaf wenig an dem harten Ausdruck des Grafen änderte, so täuschte der verzweifelte Wunsch die Unglückliche so freundlich, daß sie zuletzt eine Hoffnung in dieser Ruhe fand. Von dem Sturm, der Regenströme entfesselt hatte, hörte man nur noch ein melancholisches Sausen; ihre Befürchtungen und ihre Schmerzen gönnten ihr eine kleine Erholungsfrist. Während die Gräfin den Mann betrachtete, dem ihr Leben verbunden war, überließ sie sich Träumereien von so berauschender Süße, daß sie nicht die Kraft aufbrachte, den Zauber zu zerreißen. In einem Augenblick flogen ihr wie göttliche Visionen die schnellen Bilder eines Glückes vorüber, das ohne Wiederkehr verloren war.

Zuerst sah sie schwach und wie in einem fernen Morgenlicht das bescheidene Schloß, in dem ihre sorglose Kindheit verrollte. Ja, das war der grüne Rasenteppich, der frische Bach, das kleine Zimmer, der Schauplatz ihrer ersten Spiele. Sie sah sich Blumen pflücken und sie einpflanzen und nicht begreifen, warum sie alle verwelkten, trotz ihrer Unermüdlichkeit beim Gießen. Bald erschien ihr, undeutlich noch, das große, altersdunkle Haus, in das ihre Mutter sie mit sieben Jahren brachte. Ihr Gedächtnis zeigte ihr boshaft die Köpfe der Lehrer, die sie einst quälten. In ihrer Seele hallten Romanzen zum Ton der dreisaitigen Geige,

und hinter einem Wasserſturz italieniſcher oder ſpaniſcher Worte tauchte das Bild ihres Vaters auf.

Kam der Vater vom Gerichtshof zurück, ſo ſprang ſie ihm entgegen, ſah ihn vom Maultier ſteigen und erklomm an ſeiner Hand die Stufen, während ſie durch ihr kindliches Schwatzen ſeine richterlichen Sorgen zerſtreute, die er nicht immer mit dem ſchwarzen oder roten Amtskleid ablegte. Nur ein flüchtiger Gedanke gehörte dem Beichtiger ihrer Tante — Oberin der Klariſſinnen — einem finſteren Fanatiker, der damit betraut war, ſie in die Myſterien der Religion einzuweihen. Verhärtet durch die unbarmherzigen Maßregeln, die die Irrlehren erforderten, raſſelte der alte Prieſter bei jeder Gelegenheit mit den Höllenketten, ſprach von nichts als von der Rache des Himmels und beängſtigte ſie mit Gottes Allgegenwart. Vor Scheu wagte ſie kaum mehr die Augen zu erheben und empfand hinfort nur noch Reſpekt für ihre Mutter, mit der ſie früher ihre kindlichen Streiche geteilt hatte. Von dem Augenblick an, als ſie zum erſtenmal die blauen Augen ihrer zärtlich geliebten Mutter mit einem Ausdruck des Zornes auf ſich gerichtet ſah, teilte ſich ihrem jungen Herzen ein frommer Schrecken mit.

Plötzlich ſah ſie ſich in ihrer Mädchenzeit, in der Zeit, als ſie noch nichts von den Dingen des Lebens begriff. Mit lächelnder Wehmut grüßte ſie die Tage, da es ihr ganzes Glück ausmachte, an der Seite ihrer Mutter in dem kleinen Arbeitsſälchen zu ſticken, in einer großen Kirche zu beten, Romanzen zur Laute zu ſingen, im geheimen ein Ritterbuch zu leſen, neugierig eine Blume zu zerzupfen, die Geſchenke des Vaters zum Johannisfeſt auszuſpionieren und den Sinn halbausgeſprochener Worte zu erraten, die man vor ihr zurückhielt.

Aber, wie man Kreide von einer Tafel wiſcht, erloſchen

die Erinnerungen, die ihre Einbildungskraft aus den Bildern ihrer ersten sechzehn Jahre gewählt hatte. Das helle Meer der Jugend wurde bald durch ein gewitterschwangeres Ereignis frischeren Gedenkens verdunkelt. Der fröhliche Frieden ihrer Kindheit enthielt weniger Süße als eine einzige dieser Erschütterungen, die ihre letzten zwei Jahre durchbebten, — Jahre reich an Schätzen, die für immer im Grunde ihres Herzens begraben lagen. Und plötzlich stand der strahlende Morgen wieder vor ihren Augen, der eichengeschnitzte große Speisesaal, in dessen Tiefe sie ihren Vetter zum erstenmal erblickte. Erschreckt durch den Aufruhr in Paris, hatte die Familie ihrer Mutter diesen jungen Höfling zu seinem Großoheim gesandt, in der Hoffnung, er werde sich dort im Verwaltungswesen ausbilden und einst seinen Rang erben. Die Gräfin lächelte unwillkürlich bei der Erinnerung, mit welcher Lebhaftigkeit sie zurückgeprallt war, als sie den erwarteten Verwandten erkannte, den sie nie gesehen hatte. Trotzdem sie sofort wieder hinter der Tür verschwunden war, hatte dieser einzige Blick sich so in ihre Seele gegraben, daß der Vetter noch heute lebhaft vor ihren Augen stand, wie er sich damals umwandte. In jener Zeit hatte sie nur den Geschmack und den Reichtum seiner Pariser Kleidung bewundert; aber heute, in Gedanken kühner, gingen ihre inneren Augen frei von dem goldgestickten, seidengefütterten violetten Samtmantel bis zu den Sporen, die seine Stiefel schmückten, und über die rautenbesetzte Weste zu dem zurückgeschlagenen Kragen, der einen frischen Hals, weiß wie die Spitzenkrause, sehen ließ. Sie schmeichelte mit der Hand über das Gesicht mit dem kleinen schwarzen Schnurrbärtchen. In Nacht und Schweigen, die Augen auf den Betthimmel gerichtet, den sie nicht mehr sah, das Gewitter und den Gatten vergessend, wagte sich die Gräfin

zu erinnern, wie ihr in diesen wie Jahre wundersam erfüllten Tagen der von alten schwarzen Mauern umhegte Garten und das dunkle Haus ihres Vaters durchleuchtet und vergoldet schienen. Sie liebte, sie war geliebt!

Ängstlich vor den harten Blicken ihrer Mutter, schlich sie eines Morgens in das Zimmer des Vaters, um ihm zu beichten. Sie saß auf seinen Knien und schmeichelte ein Lächeln auf die Lippen des gestrengen Gerichtsherrn, ein Lächeln, auf das sie gewartet hatte, um ihm zu sagen:

„Werden Sie mir böse sein, wenn ich Ihnen etwas gestehe!" ... Und sie hörte noch die Stimme des Vaters nach jenem Verhör, da sie zum erstenmal von ihrer Liebe gesprochen hatte:

„Nun, mein Kind, wir werden sehen. Wenn er fleißig studiert, mir in meinem Beruf nachfolgen will und dir auch späterhin gefällt, will ich mich deiner Verschwörung anschließen!"

Mehr hatte sie nicht gehört; sie küßte ihren Vater, warf die Aktenbündel durcheinander und eilte zur großen Linde, wo sie allmorgendlich, ehe sich die gefürchtete Mutter erhob, den liebenswürdigen George de Chaverny traf.

Der junge Hofmann versprach, sich in das Studium von Recht und Gesetz zu vertiefen und an Stelle der reichen Tracht des Kriegsadels das strenge Richtergewand zu erwählen.

„Ich sehe dich viel lieber in Schwarz," sagte sie.

Sie log; aber diese Lüge versüßte dem Geliebten die Trauer um sein verlorenes Schwert. Tausend Listen, mit denen sie ihre strenge Mutter täuschte, gehörten zu den unschuldigen Freuden ihrer erlaubten und erwiderten Liebe. Ein Stelldichein unter der Linde, wo das zeugenlose Wort freier war, verstohlene Umarmungen, heimliche Küsse, — alle kindlichen Vorschüsse der Leidenschaft, die die engsten Grenzen einhielt. Sie lebte noch

einmal wie im Traum in jenen seligen Tagen auf, da sie sich beschuldigte, zu glücklich gewesen zu sein, und wagte es, ins Leere hinein das junge Gesicht mit den entzückten Augen zu küssen und den purpurnen Mund, der so gut von Liebe sprach. Sie hatte den scheinbar so armen Chaverny geliebt, aber wieviel Schätze hatte sie noch späterhin in dieser Seele entdeckt, die ebenso stark als sanft war!

Plötzlich stirbt der Präsident, Chaverny folgt ihm nicht, der Bürgerkrieg kommt fackelschwingend. Durch die Fürsorge ihres Vetters findet sie mit der Mutter eine Zuflucht in einer kleinen Stadt der Niedernormandie.

Bald wird sie durch den Tod und die Hinterlassenschaft einiger Verwandter zu einer der reichsten Erbinnen Frankreichs. Mit ihren bescheidenen Verhältnissen entflieht ihr Glück. Das wilde und schreckliche Gesicht des Grafen d'Hérouville, der ihre Hand begehrt, erscheint wie eine Gewitterwolke, die ihren Trauerflor über die sonnengoldgebadeten Reichtümer der Erde breitet. Die arme Gräfin bemüht sich, die Erinnerung an die Szenen der Verzweiflung und an die Tränen ihres langen Widerstandes zu unterdrücken. Wirr sieht sie den Brand der kleinen Stadt, dann Chaverny, den Hugenotten, in Gefangenschaft, vom Tod bedroht, furchtbaren Peinigungen entgegensehend. Der gräßliche Abend kommt, an dem sich ihre bleiche, sterbende Mutter ihr zu Füßen wirft: Jeanne kann den Vetter retten; sie gibt nach. Es ist Nacht, der Graf kehrt blutig aus der Schlacht heim, er ist bereit; er besorgt den Priester, die Fackeln, den Altar. Jeanne gehört nun dem Unglück. Kaum vermag sie noch ihrem schönen befreiten Vetter zuzuflüstern:

„Chaverny, wenn du mich liebst, sieh mich nicht wieder! . . ."

Sie hört den fern verhallenden Schritt ihres edlen Freundes,

den sie nie wiedergesehen hat, aber sie bewahrt im tiefsten Herzen seinen letzten Blick. Wie eine Katze, die man in den Löwenkäfig sperrte, fürchtet die junge Frau die stets drohend erhobenen Pranken ihres Herrn. Die Gräfin betrachtet es als eine Sünde, wenn sie an seltenen Tagen, die eine unerwartete Freude heiligt, das Kleid wieder anzieht, in dem sie den Geliebten zum ersten Male sah. Will sie jetzt glücklich sein, dann heißt es die Vergangenheit vergessen und nicht an die Zukunft denken.

„Ich fühle mich nicht schuldig," sagt sie zu sich. „Aber wenn ich mich mit den Augen des Grafen ansehe, ist es nicht, als ob ich es doch wäre! Am Ende bin ich's! Hat nicht auch die heilige Jungfrau empfangen, ohne . . .!"

Sie hielt an. Ihre Gedanken waren wolkenverhangen, ihre Seele schweifte in der Welt der Phantasie. Ihre Kindlichkeit traute dem letzten Blick, in dem ihr der Geliebte sein Leben hingegeben, die Wirkung zu, die der Gruß des Engels auf die Heilandsmutter ausgeübt. Aber diese Annahme, die der Zeit der Unschuld würdig war, in die sie ihre Träumereien zurückgetragen hatten, erstarb vor der Erinnerung einer ehelichen Szene, grauenvoller als der Tod. Die arme Gräfin konnte ihre Zweifel an der Legitimität ihres Kindes nicht länger aufrechterhalten. Sie dachte an die erste Hochzeitsnacht mit ihren Folterqualen, an viele andere in ihrem Gefolge, an traurigste Tage.

„Ach, armer Chaverny," rief sie weinend, „du, so sanft, so liebenswert, du hast mir immer nur wohlgetan!"

Sie wendete sich ihrem Manne zu, wie um sich zu überzeugen, ob dieses Gesicht ihr eine so teuer erkaufte Gnade noch gestattete. Der Graf war erwacht. Seine gelben Augen, funkelnd wie Tigeraugen, glänzten unter den Brauenbüscheln, und sein

Blick drang ihr durch und durch. Die Gräfin fuhr entsetzt zurück, glitt unter die gesteppte Decke und verharrte ohne Regung.

„Warum weinst du!“ fragte der Graf und zog heftig die Decke zurück.

Diese Stimme, die ihren Ohren immer furchtbar klang, hatte jetzt eine künstliche Sanftmut, die ihr ein gutes Vorzeichen schien.

„Ich leide sehr,“ antwortete sie.

„Nun, mein Kind, ist es eine Sünde zu leiden! Warum zitterst du, wenn ich dich ansehe! Ach, was soll ich denn tun, um geliebt zu werden!“

Die Falten zwischen den Augenbrauen vertieften sich. „Ich flöße dir nur Schrecken ein, ich sehe es wohl,“ fügte er seufzend hinzu.

Von dem Instinkt schwacher Charaktere beraten, unterbrach die Gräfin ihn wimmernd und rief:

„Ich fürchte, es wird eine Fehlgeburt! Ich bin den ganzen Abend über die Felsen gelaufen, gewiß habe ich mich zu sehr angestrengt . . .“

Als der Herr von Hérouville diese Worte hörte, warf er seiner Frau einen so argwöhnischen Blick zu, daß sie zitternd errötete. Und er nahm die Furcht, die er diesem kindlichen Geschöpf einflößte, für den Ausdruck des schlechten Gewissens.

„Sollte es nicht vielmehr eine richtige Geburt sein!“ fragte er.

„Wie!“

„Nun, auf jeden Fall, hier bedarf es eines geschickten Mannes, und ich gehe ihn holen.“

Seine düstere Miene ließ das Blut der Gräfin erstarren. Sie fiel auf das Bett zurück und stieß einen Seufzer aus, der mehr ihrem künftigen Schicksal als der bevorstehenden Krise galt.

Ihr Ächzen nährte den Argwohn, der im Grafen erwacht war. Seine Stimme, seine Gesten und seine Blicke straften die vorgetäuschte Ruhe Lügen; er sprang auf, hüllte sich in das Gewand, das auf einem Sessel lag, und verschloß vorerst die Tür neben dem Kamin, die durch das Paradezimmer und die Empfangsgemächer zur Freitreppe führte.

Sie sah ihren Gemahl den Schlüssel verwahren, und ein Vorgefühl kündigte ihr ein nahes Unheil an; sie hörte ihn die gegenüberliegende Tür öffnen und sich in das Gemach begeben, in dem die Grafen d'Hérouville schliefen, wenn sie ihre Frauen nicht ihrer edlen Gesellschaft würdigten. Die Gräfin kannte diese Bestimmung des Raumes nur vom Hörensagen, die Eifersucht bannte ihren Gatten an ihre Seite. Nötigte ihn eine Kriegsfahrt, das Ehebett zu verlassen, so ließ der Graf einen Argus im Schloß zurück, dessen unermüdliches Spionieren den schimpflichsten Verdacht aussprach.

Die Gräfin lauschte angestrengt, aber sie hörte keinen Laut. Der Graf hatte die lange Galerie betreten, die an sein Zimmer stieß und den westlichen Schloßflügel einnahm. Der Kardinal d'Hérouville, sein Großonkel, ein leidenschaftlicher Liebhaber kostbarer Drucke, hatte hier eine durch Anzahl und Schönheit der Werke sehr bedeutende Bibliothek aufgespeichert; klösterliche Furcht und Einsamkeit ließen ihn eine Vorrichtung erfinden, die in der Mauer angebracht war: eine silberne Kette setzte durch unsichtbare Fäden ein Glöckchen in Bewegung, das über dem Kopfende des Bettes eines getreuen Dieners hing.

Der Graf zog die Kette, und sein Stallmeister, der die Wache hatte, zögerte nicht. Der Lärm seiner Stiefel und Sporen widerhallte dumpf auf den Steinplatten der Wendeltreppe in dem hohen Türmchen, das das Schloß westlich zur See flankierte.

Der Turm war mit der Galerie durch eine geheime Pforte verbunden; und als der Graf seinen Diener heraufsteigen hörte, entfernte er die eisernen Springfedern und Riegel und ließ in das Heiligtum der Wissenschaften einen Kriegsmann eintreten, an dessen Äußerem man schon erkannte, daß er seines Herrn würdig war.

Der Stallmeister war noch halb im Schlaf. Die Hornlaterne in seiner Hand erhellte die lange Galerie so schwach, daß er und sein Herr sich wie Phantome in der Dunkelheit bewegten.

„Sattle sogleich mein Kriegspferd und sei bereit!"

Der finstere Ton des Befehles machte den Diener vollends wach. Er hob die Augen und begegnete einem durchdringenden Blick seines Gebieters, den er wie einen elektrischen Schlag empfand.

„Bertrand," setzte der Graf hinzu, „du legst den Küraß ab und nimmst die Uniform eines Hauptmanns der Freischärler."

„Gott verdamm' mich, gnädiger Herr, mich in einen Liguisten zu verkleiden! Verzeiht mir, ich werde Euch gehorchen, aber ich ließe mich ebenso gern hängen!"

In seinem Fanatismus geschmeichelt, lächelte der Graf, und das Lächeln stand seinem Gesicht seltsam an. Er unterdrückte es und befahl rauh:

„Hol' dir aus dem Stall ein kräftiges Roß, damit du mir folgen kannst! Wir müssen fliegen, wie die Kugel aus der Büchse. Wenn ich fertig bin, sei bereit; ich werde läuten!"

Bertrand verneigte sich schweigend und ging; aber einige Stufen tiefer sagte er in das Heulen des Orkans hinein:

„Alle Teufel sind heute losgelassen. Potztausend, es wäre ja ein Wunder, wollte der daheim bleiben ... Wir haben St. Lô bei einem ähnlichen Sturmwetter überrumpelt."

Der Graf suchte in seinem Zimmer das Gewand, das ihm oft bei seinen Kriegslisten gedient hatte. Er legte den weiten Mantel an und sah nun aus wie einer jener armen deutschen Reitersleute, denen Heinrich IV. so selten den Sold auszahlte; dann kehrte er in das Zimmer zurück, in dem seine Frau ächzend lag.

„Versuchen Sie, geduldig zu leiden," sagte er zu ihr. „Ich werde, wenn's not tut, mein Pferd zuschanden reiten, um schnell zurückzukehren und Ihre Schmerzen zu lindern."

Diese Worte hatten nichts Gefahrdrohendes, und die ermutigte Gräfin wollte eben eine schüchterne Frage tun, da befahl der Graf plötzlich:

„Können Sie mir nicht sagen, wo Ihre Masken sind?"

„Meine Masken! Guter Gott, was wollen Sie damit?"

„Wo sind Ihre Masken?" wiederholte er mit seiner gewohnten Heftigkeit.

„In dem Schrein," sagte sie.

Die Gräfin konnte ein Schaudern nicht unterdrücken, als sie ihren Gemahl aus ihren Masken eine kleine Larve anlegen sah, deren Gebrauch in jenen Tagen den Damen so selbstverständlich war, wie das Tragen der Handschuhe den Frauen unserer Zeit.

Ein schlechter Hut aus grauem Filz, geschmückt mit einer alten zerstoßenen Hahnenfeder, machte den Grafen ganz unkenntlich. Um seine Hüften schnallte er einen breiten Ledergürtel, in dessen Schlupfen er einen Dolch stieß, den er sonst nie trug.

Die elenden Kleider veränderten ihn erschreckend, und er näherte sich dem Bett mit so seltsamer Gebärde, daß die Gräfin ihre letzte Stunde gekommen glaubte.

„Oh, töten Sie uns nicht!" schrie sie auf, „lassen Sie mir mein Kind, und ich will Sie lieben!"

„Wie strafbar müssen Sie sich fühlen, da Sie mir die Liebe, die Sie mir schulden, wie ein Lösegeld für Ihre Verfehlungen anbieten!"

Die Stimme des Grafen klang schauerlich hinter der Samtmaske hervor; die bösen Worte wurden von einem Blick begleitet, der schwer und vernichtend auf die Gräfin niederfiel.

„Mein Gott," rief sie schmerzzerrissen, „wie kann Unschuld solches Unheil leiden!"

„Es handelt sich nicht um Ihren Tod," sagte ihr Herr, aus düsterem Sinnen erwachend, „aber es handelt sich darum, — und zwar mir zuliebe — genau das zu tun, was ich jetzt von Ihnen verlange."

Er warf eine zweite Larve, die er hielt, auf das Bett und lächelte verächtlich, als er die unwillkürliche Schreckensgebärde sah, die der Anblick des schwarzen Samtes ihr entriß.

„Sie werden mir einen tüchtigen Buben schenken!" sagte er. „Wenn ich wiederkomme, haben Sie die Maske auf dem Gesicht," fügte er hinzu, „ich will nicht, daß so ein Lumpenkerl sich rühmen kann, die Gräfin d'Hérouville gesehen zu haben."

„Warum einen Mann dazu nehmen!" sagte sie leise.

„He, liebe Freundin, bin ich hier nicht der Herr!"

„Schon wieder ein Geheimnis!" sagte die Gräfin in Verzweiflung.

Ihr Gebieter war verschwunden; dieser Seufzer brachte ihr keine Gefahr. Wie oft bemißt der Unterdrücker sein Tun nach den Befürchtungen seines Opfers.

In den kurzen Pausen zwischen den Windstößen vernahm die Gräfin den Hufschlag der Pferde, die über die gefährlichen Dünen und die Felsen beim Schloß dahinzufliegen schienen. Bald verschlang die steigende Flut dieses Geräusch.

Sie war gefangen in dem düsteren Gemach, allein in der schweigenden, drohenden Nacht und ohne Hilfe, dem furchtbaren Unglück zu begegnen, das sie mit großen Schritten kommen sah.

Die Gräfin suchte fiebernd nach irgendeinem Ausweg, um dieses in Tränen empfangene Kind zu retten, das doch schon ihr ganzer Trost war, der Mittelpunkt ihres Denkens, die Zukunft all ihrer Zärtlichkeit, ihre einzige, gebrechliche Hoffnung. Von einem mütterlichen Heldenmut getrieben, nahm sie das kleine Horn, dessen sich ihr Mann bediente, um seine Leute zu rufen, öffnete ein Fenster und entlockte dem Kupfer helle Töne, die sich jedoch auf der Wasserwüste verloren, wie eine Seifenblase, die ein Kind in die Luft wirft. Sie begriff das Vergebliche ihrer Klagen, die kein Mensch hörte, und durcheilte die Gemächer, in der Hoffnung, einen Ausgang zu finden. In der Bibliothek suchte sie umsonst nach einem geheimen Pförtchen; sie ging an den langen Bücherreihen vorbei, erreichte das Fenster, das dem Ehrenhof des Schlosses zunächst lag, und kämpfte von neuem ohne Erfolg mit dem Ton des Hornes gegen den Orkan an. In ihrer völligen Entmutigung wollte sie sich einer ihrer Frauen anvertrauen, Kreaturen ihres Gatten; da sah sie, als sie ihr Betzimmer betrat, daß der Graf auch diese Türen versperrt hatte. Das war eine fürchterliche Entdeckung; soviel Vorkehrungen, sie zu isolieren, verrieten eine schreckliche Absicht, die ohne Zeugen getan sein wollte.

In dem Maßstab, als die Hoffnungen der Unglücklichen sanken, kehrten die Schmerzen immer heftiger und grausamer wieder. Die ahnende Angst vor einem Mord verband sich mit ihrer großen Ermüdung und raubte ihr die Kräfte. Sie glich einem Ertrinkenden, den die letzte Woge, weniger wütend

als die schon überwundenen, davonträgt. In der schmerzvollen Trunkenheit der Wehen merkte sie nicht, wie die Stunden verrannen. In dem Moment, wo sie die Geburt bevorstehend glaubte, war sie allein, hilflos und tief erschreckt über die Erscheinungen ihres Zustandes, die sie sich in ihrer Unerfahrenheit nicht zu deuten wußte. Plötzlich stand der Graf vor ihr, ohne daß sie sein Kommen gehört hatte.

Er stand da wie Satan, der zur Erfüllung seines Paktes die ihm verfallene Seele fordert. Er grollte unterdrückt, als er das unverhüllte Antlitz seiner Frau gewahrte, und nachdem er sie geschickt maskiert hatte, trug er sie in seinen Armen auf ihr Bett zurück.

Das Entsetzen betäubte die Schmerzen der Gräfin im Augenblick; sie konnte noch einen verstohlenen Blick auf die Partner dieser geheimnisvollen Szene werfen, erkannte aber Bertrand nicht, der sich ebenso sorgsam wie sein Herr maskiert hatte. In Eile entzündete der Diener einige Kerzen, und ihr Schein mischte sich mit den ersten Sonnenstrahlen, die die Fensterscheiben rötlich färbten; dann stellte er sich in den Fensterwinkel. Er wandte das Gesicht der Mauer zu, schien deren Stärke zu berechnen und verharrte in einer so vollständigen Unbewegtheit, daß man ihn für ein Standbild halten konnte. In der Zimmermitte bemerkte die Gräfin einen kleinen fetten, atemlosen Mann, dessen Augen verbunden und dessen Züge so schreckverzerrt waren, daß es schwer hielt, ihren gewohnten Ausdruck zu erraten.

„Zum Teufel! Herr Hanswurst," sagte der Graf und riß dem Unbekannten die Binde herunter, „unterstehe dich nicht, dein Augenmerk auf andere Dinge zu richten als auf die Unglückliche da, die deiner Wissenschaft bedarf, wenn du nicht willst, daß ich dich in den Fluß unterm Fenster versenke, mit einem Hals-

band versehen, das mehr als hundert Pfund wiegen soll!" Und er zupfte leicht an der Halsbinde des anderen. „Untersuche vorerst, ob es nicht eine Fehlgeburt ist; denn dann haftet dein Leben für ihres; lebt das Kind aber, so wirst du es mir bringen!"

Nach dieser Anrede hob der Graf den armen Heilkünstler hoch und setzte ihn leicht wie eine Feder vor der Gräfin zu Boden. Dann zog er sich in den Erker am Fenster zurück und trommelte an die Scheiben, indem er abwechselnd die Augen von seinem Diener zum Bett und wieder hinaus aufs Meer wandern ließ, als ob er dem erwarteten Kind die Wogen als Wiege zugedacht hätte.

Der Mann, den der Graf und Bertrand mit unerhörter Gewaltsamkeit aus dem süßesten Schlummer gerissen hatten, der je eines Menschen Auge schloß, den Bertrand dann auf die Kruppe eines Pferdes genommen, das wie von der Hölle verfolgt dahinraste, war ein Wesen, dessen Physiognomie kennzeichnend für die Epoche war, und dessen Einfluß sich späterhin im Hause d'Hérouville geltend machte.

In keinem Zeitalter wußte der Adel weniger von den Naturwissenschaften als damals, und niemals stand die Astrologie in höheren Ehren, denn niemals war man begieriger, die Zukunft zu erfahren.

Diese Unwissenheit und die allgemeine Neugier richteten die größte Verwirrung in den menschlichen Kenntnissen an. Alles war auf persönliche Erfahrung gestellt, denn die Nomenklatur der Wissenschaft fehlte noch; das Drucken erforderte große Kosten, und wissenschaftliche Mitteilungen verbreiteten sich nur sehr langsam. Die Kirche verfolgte noch unnachsichtlich die wissenschaftliche Forschung, die auf den Erscheinungen der

Natur basierte. Und diese Verfolgung gab ihr etwas Geheimnisvolles. So bedeuteten also sowohl für das Volk als für die Großen Physiker und Alchimist, Mathematiker und Astronom, Astrolog und Nekromant nur sechs Attribute, die sich in der Person des Arztes vereinigten. In diesen Zeiten stand der höhere Arzt stets im Verdacht der Magie. Er sollte nicht nur seine Kranken heilen, sondern auch die Horoskope stellen. Die Fürsten begünstigten diese Weisen, denen sich die Zukunft enthüllte, sie beherbergten und besoldeten sie. Der berühmte Cornelius Agrippa, den Heinrich II. nach Frankreich berufen hatte, weigerte sich, gleich Nostradamus die Zukunft vorauszusagen; Katharina von Medici verabschiedete ihn und ließ zum Ersatz Cosmo Ruggieri kommen. Menschen, die ihrer Zeit voraus waren und die sich wissenschaftlich betätigten, waren also schwer abzuschätzen; alle flößten sie den Schauder ein, den man den okkulten Wissenschaften und ihren Resultaten gegenüber empfand.

Ohne gerade einer dieser berühmten Naturwissenschaftler zu sein, erfreute sich der vom Grafen entführte Mann in der Normandie des zweideutigen Rufes eines Arztes, der die Werke der Finsternis übt. Er war von der Art jener Zauberer, welche die Bauern in einigen Gegenden Frankreichs noch jetzt „Einrenker" nennen. Diesen Titel gab man den ungelehrten Köpfen, die ohne besondere Studien, aber mit Hilfe ererbter Kenntnisse und einer langen Praxis, deren Beobachtungen sich in einer Familie ansammelten, gebrochene Arme und Beine „einrenken", d. h. heilen konnten; sie befreiten Tiere und Menschen von gewissen Krankheiten und besaßen angeblich wunderbare Mittel zur Behandlung schwieriger Fälle. Meister Antoine Beauvouloir — dies war der Name des „Einrenkers" —

hatte nicht nur zwei bekannte Praktiker als Vater und Großvater, von denen er wichtige Überlieferungen besaß, sondern er hatte auch Medizin studiert; außerdem befaßte er sich mit den Naturwissenschaften. Die Landleute sahen sein Zimmerchen gefüllt mit Büchern und fremdartigen Dingen, und seine Erfolge erhielten einen Beigeschmack von Zauberkünsten. Ohne geradezu als Zauberer zu gelten, flößte Antoine Beauvouloir dem Volk dreißig Meilen in der Runde einen Respekt ein, der dem Grauen benachbart war; und, was für ihn selbst gefährlicher werden konnte, er besaß Lebens- und Sterbensgeheimnisse der edlen Familien des Landes. Wie sein Vater und Großvater war er berühmt durch seine Geschicklichkeit in der Geburtshilfe, bei Früh- und Fehlgeburten.

In dieser wirren Zeit nun waren Verfehlungen etwas Alltägliches und die Leidenschaften zügellos genug, daß sich der hohe Adel oft genötigt sah, Meister Antoine Beauvouloir in gräßliche oder tief beschämende Geheimnisse einzuweihen. Seine eigene Sicherheit erforderte eine über alle Zweifel erhabene Verschwiegenheit, dafür bezahlte ihn aber seine Klientel so großartig, daß sein Erbvermögen sich noch beträchtlich vermehrte. Immer unterwegs, Überraschungen wie den heutigen öfters ausgesetzt, manchmal genötigt, mehrere Tage bei einer großen Dame zu verbringen, hatte er noch nicht Zeit gefunden, zu heiraten; übrigens schreckte sein Ruf manches Mädchen ab. Er war unfähig, Nutzen aus den Zufällen seines Berufes zu ziehen, der ihm soviel Macht über weibliche Schwächen einräumte, denn der arme Heilkünstler fühlte sich für die Freuden des Familienlebens geboren, die er sich nicht verschaffen konnte. Der Biedermann barg unter dem täuschenden Anschein eines übermütigen Charakters ein vortreffliches Herz,

das gut paßte zu dem pausbäckigen Gesicht, den rundlichen Formen, seiner lebhaften kleinen Gestalt und seiner freimütigen Art zu sprechen. Er wünschte sich also zu verheiraten, um einst eine Tochter zu haben, die ihren Reichtum irgendeinem armen Edelmann zubringe; denn er liebte seinen Beruf nicht und wollte seine Familie aus dieser Sphäre befreien, in die sie die Vorurteile der Zeit bannten.

Im übrigen aber fühlte er sich recht wohl bei den Freuden und Gelagen, die zumeist seine Operationen krönten. Das gewohnte Gefühl, immer der Wichtigste zu sein, hatte seinem angeborenen Frohsinn eine Dosis Überhebung beigefügt. Seine Unverschämtheiten wurden fast immer gut aufgenommen in kritischen Momenten, in denen es ihm beliebte, mit einer gewissen großherrlichen Gelassenheit zu operieren. Außerdem war er neugierig wie ein Spatz, leckerhaft wie ein Windhund und schwatzhaft wie die Diplomaten, die fortwährend reden, ohne jemals ihre Geheimnisse zu verraten.

Bei allen diesen Fehlern, die die vielfältigen Abenteuer seines Berufes in ihm entwickelt hatten, galt Antoine Beauvouloir doch für den harmlosesten Menschen in der Normandie. Er gehörte zu der kleinen Zahl derer, die ihrer Zeit geistig überlegen waren, und gleichwohl riet ihm seine gesunde Bauernschlauheit, die erworbenen Anschauungen und entdeckten Wahrheiten geheimzuhalten.

Als er sich durch den Grafen vor eine Frau in Kindesnöten gestellt sah, erlangte er seine Geistesgegenwart zurück. Er begann der verlarvten Dame den Puls zu fühlen, ohne im entferntesten dabei an sie zu denken; aber im Schutze dieser ärztlichen Haltung konnte er überlegen, und er dachte über seine eigene Lage nach. In keinem noch so entehrenden oder verbrecherischen Fall, wo

Gewalt ihn gezwungen, als blindes Werkzeug zu handeln, waren die Vorkehrungen so sorgfältig gewesen wie hier. Obgleich sein Tod als sicherstes Mittel seiner Verschwiegenheit schon oft in Betracht gekommen war, schien ihm sein Leben noch nie so gefährdet, wie in diesem Moment. Vor allem beschloß er, in Erfahrung zu bringen, wer sein Auftraggeber war; er wollte vorerst über den Umfang seiner Gefahr ins klare kommen, um seine teure Person retten zu können.

„Um was handelt es sich!" fragte der Heilkünstler leise, indem er sich um die Gräfin bemühte.

„Gebt ihm nicht das Kind!"

„Sprecht laut!" donnerte der Graf und verhinderte so Meister Beauvouloir, das letzte Wort zu verstehen, das das Opfer geflüstert hatte. „Wo nicht," fügte der Herr mit sorgsam verstellter Stimme hinzu, „sprich dein letztes Vaterunser."

„Klagt nur laut," sagte der Heilkünstler zur Dame, „schreit doch, potztausend! Dieser Mann hat ein Halsband, das Euch nicht besser gefallen würde als mir! Mut, meine kleine Dame ..."

„Und seid vorsichtig!" schrie von neuem der Graf.

„Der Herr ist eifersüchtig," sagte der Operateur mit einer kleinen sauern Stimme, die zum Glück von den Schreien der Gräfin verschlungen ward.

Wie um Meister Beauvouloirs Leben zu sichern, zeigte sich die Natur gnädig. Es war eher eine Frühgeburt als eine regelrechte Geburt, so elend war das Kind, das nun kam. Es verursachte auch seiner Mutter wenig Schmerzen.

„Beim Bauch der heiligen Jungfrau," rief der vorwitzige Heilkünstler, „das ist keine Frühgeburt!"

Der Boden zitterte, als der Graf vor Wut aufstampfte, und die Gräfin gab Meister Beauvouloir ein Zeichen.

„Ach, nun versteh' ich!" sagte er zu sich. — „Es soll also eine Frühgeburt sein!" fragte er die Gräfin leise, die ihm mit einer bejahenden Geste antwortete, als ob diese Gebärde die einzige Sprache sei, um all ihre Gedanken auszudrücken. — „Das alles ist noch recht unklar," dachte der Einrenker.

Wie alle Leute, die in dieser Kunst bewandert sind, erkannte der Geburtshelfer leicht, wenn eine Frau, wie er sagte, zum erstenmal „im Unglück" war. Obgleich die schüchterne Unerfahrenheit ihrer Bewegungen ihm die Unberührtheit der Gräfin verriet, rief der dreiste Einrenker:

„Madame gebiert, als ob sie sich nie mit anderen Dingen befaßt hätte!"

Da sagte der Graf mit einer Ruhe, weit furchtbarer als sein Zorn:

„Mir das Kind!"

„Gebt es ihm nicht, um Gottes willen!" jammerte die Gräfin. Dieser fast wilde Schrei erweckte im Herzen des kleinen Mannes eine mutige Güte, die ihn weit mehr, als er ahnte, an das edle, von seinem Vater verleugnete Kind fesselte.

„Das Kind ist noch nicht da, Ihr ereifert Euch um des Kaisers Bart," antwortete er kalt dem Grafen und verbarg das Neugeborene.

Erstaunt, daß das Kind nicht schrie, besah er es und wähnte es schon tot. Der Graf merkte nun den Betrug und sprang mit einem einzigen Satz auf den Arzt zu.

„In drei Teufels Namen, wirst du es mir geben!" schrie der Herr und entriß ihm sein schuldloses Opfer, das schwache Schreie ausstieß.

„Nehmt Euch in acht, es ist ein elendes Ding und fast ohne Widerstandskraft," sagte Meister Beauvouloir und hing sich an

des Grafen Arm. „Zweifellos ist es ein Siebenmonatskind!“ Die Erregung verlieh ihm Kraft; er hielt die Hand des Grafen zurück und flüsterte ihm mit erstickter Stimme ins Ohr:

„Erspart Euch eine Sünde, er wird ohnedies kaum leben . . .“

„Schurke!“ rief der Graf heftig — der Arzt hatte ihm das Kind entrissen, „wer sagt dir, daß ich den Tod meines Sohnes will! Siehst du nicht, daß ich ihn liebkose!“

„Wartet aber lieber bis zu seinem achtzehnten Jahr, ehe Ihr ihn so liebkost,“ entgegnete Beauvouloir, seine Würde wiederfindend. „Aber tauft ihn gleich,“ setzte er hinzu, indem er auf seine eigene Sicherheit bedacht war, denn nun hatte er den Herrn von Hérouville erkannt, der seine Stimme im Jähzorn nicht mehr verstellte, „und sagt der Mutter nichts von meinem Urteil, wenn Ihr sie nicht töten wollt . . .“

Die geheime Freude, die der Graf durch eine unwillkürliche Gebärde verraten hatte, als der Tod der Frühgeburt ihm prophezeit ward, gab dem Geburtshelfer diese Worte ein und rettete das Kind. Beauvouloir beeilte sich, es zur Mutter zurückzutragen, die in Ohnmacht lag; mit einer ironischen Geste wies er dem Grafen den Zustand, in den die Gräfin durch die heftige Auseinandersetzung geraten war. Sie hatte alles gehört; denn nicht selten funktionieren die menschlichen Organe bei großen Krisen mit unerhörter Feinheit. Indessen riefen die Schreie ihres Kindes die Mutter wie durch Zauber ins Leben zurück; sie glaubte die Stimme zweier Engel zu hören, als Beauvouloir leise an ihrem Ohr in das Kindergeschrei hineinflüsterte:

„Betreut ihn nur gut, er kann hundert Jahre leben. Beauvouloir versteht sich darauf.“

Ein himmlischer Seufzer, ein geheimer Händedruck belohnte den Arzt; ehe er das gebrechliche Geschöpf, dessen Haut noch die

Fingerabdrücke des Grafen trug, den Küssen der ungeduldigen Mutter auslieferte, überzeugte er sich, ob die väterliche Liebkosung seinem armseligen Körperchen keinen Schaden zugefügt habe. Die Gebärde des Wahnsinns, mit der die Mutter ihr Kind an sich drückte, und der drohende Blick, den sie dem Grafen durch die Augenlöcher der Maske sandte, ließen Beauvouloir erzittern.

„Sie stirbt, wenn sie ihr Kind allzurasch verliert," sagte er zum Grafen.

Der Herr von Hérouville schien während dieses letzten Teiles der Szene weder zu hören noch zu sehen. Unbeweglich und wie in tiefe Gedanken versunken, hatte er wieder begonnen, an den Fensterscheiben zu trommeln; aber auf diesen letzten Satz des Heilkünstlers drehte er sich mit rasender Heftigkeit um und zog seinen Dolch gegen ihn.

„Verfluchter, elender Bauernflegel," schrie er, ihm den Spottnamen gebend, mit dem die Royalisten die Liguisten beschimpften, „unverschämter Spitzbube! ... Die Wissenschaft, der du die Ehre dankst, an der geheimen Regelung adliger Erbfolgen mitzuhelfen, hält mich kaum mehr zurück, die Normandie für immer ihres Hexenmeisters zu berauben."

Zur großen Beruhigung Beauvouloirs stieß der Graf den Dolch heftig in die Scheide zurück.

„Kannst du dich nicht ein einziges Mal im Leben in die edle Gesellschaft eines Ritters und seiner Dame finden," fuhr der Graf fort, „ohne sie jener gemeinen Berechnungen zu verdächtigen, die du beim Pöbel unterstützest, den doch keine triftigen Gründe dazu berechtigen, wie die Edelleute! Kann es aber in meinem Fall die Standesrücksicht erheischen, zu handeln, wie du argwöhnst! Meinen Sohn töten! Ihn seiner Mutter

rauben! Woher kommen dir diese Hirngespinste! Bin ich ein Wahnsinniger! Warum beunruhigst du uns um das Leben dieses kräftigen Kindes! Du Lump, begreife doch, daß ich deiner armseligen Eitelkeit mißtraut habe! Hättest du den Namen der Dame gekannt, der du beigestanden hast, du hättest später damit geprahlt, daß du sie gesehen hast! Beim Blute Christi! Am Ende hättest du sie getötet, aus übergroßer Vorsicht, Mutter und Kind. Aber denk wohl daran, dein elendes Leben steht mir für deine Verschwiegenheit und für ihr Wohlergehen!"

Der Heilkünstler war sprachlos über die plötzliche Veränderung in den Absichten des Grafen. Dieser Zärtlichkeitsausbruch für die Mißgeburt beängstigte ihn mehr, als die ungeduldige Grausamkeit und die tödliche Gleichgültigkeit, die der Herr vorher bekundet hatte. Der Ton, in dem der Graf den letzten Satz sprach, verriet, daß er vorsichtiger berechnete, um zur Ausführung seines unabänderlich feststehenden Planes zu gelangen. Meister Beauvouloir erklärte sich diese unerwartete Wendung durch das doppelte Versprechen, das er dem Vater und der Mutter gegeben hatte.

„Nun versteh' ich," sagte er sich. „Dieser gute Herr will sich seiner Frau nicht verhaßt machen und verläßt sich auf die Schlauheit des Apothekers. Ich muß also versuchen, die Dame zu warnen, damit sie über ihr armseliges Balg wacht."

Als er sich eben dem Bett zuwandte, hielt ihn der Graf mit einem herrischen Ausruf an. Auf die Gebärde des Gebieters fing Beauvouloir in Demut und nicht ohne lebhafte Freude eine ihm verächtlich zugeworfene Börse auf, in der das Gold durch rotseidene Maschen schimmerte.

„Wenn du mich auch dazu gebracht hast, zu schimpfen wie ein Spießbürger, so will ich mich doch nicht davon lossprechen,

dich wie ein Herr zu bezahlen. Ich bitte dich nicht um Verschwiegenheit! Der Mann da," sagte der Graf und zeigte auf Bertrand, „hat dir bereits klargemacht, daß überall, wo es Eichen und Flüsse gibt, meine Häscher und Halsschlingen die zu finden wissen, die über mich schwatzen."

Bei diesen Freundlichkeiten näherte sich der Riese langsam dem bestürzten Quacksalber, schob ihm geräuschvoll einen Stuhl hin und schien ihn einladen zu wollen, wie er selbst an der Seite der Wöchnerin Platz zu nehmen.

„Also, mein Liebling, wir haben endlich einen Sohn," nahm er das Wort, „das ist eine große Freude für uns ... Leidest du sehr?"

„Nein," murmelte die Gräfin.

Das Erstaunen und die Beklommenheit der Mutter, die künstlichen und verspäteten Freudenkundgebungen des Vaters riefen in Meister Beauvouloir die Überzeugung wach, daß ein schwerwiegender Umstand seinem gewohnten Scharfblick entging; er verharrte also in seinem Argwohn und legte seine Hand auf die der jungen Frau, weniger um sich von ihrem Zustand zu unterrichten, als um ihr gegebenenfalls ein Zeichen zu machen.

„Die Haut fühlt sich gut an; es ist keine ungünstige Wendung für Madame zu befürchten. Wahrscheinlich kommt das Milchfieber; erschreckt darüber nicht, das ist gefahrlos."

Hier stockte der listige Heilkünstler und drückte die Hand der Gräfin, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

„Wenn Ihr immer über Euer Kind ruhig sein wollt, Madame," fuhr er fort, „dürft Ihr es nie verlassen. Laßt ihn lange die Milch trinken, die seine kleinen Lippen schon suchen; nährt ihn selbst und hütet Euch wohl vor den Medizinen des Apothekers. Die Mutterbrust ist das Heilmittel für alle Krankheiten

der Säuglinge. Ich habe viele Frühgeburten beobachtet, aber selten eine so wenig schmerzhafte wie die Eure. Das ist nicht weiter verwunderlich, das Kind ist so mager! es geht in einen Schuh! Ich bin sicher, daß es keine fünfzehn Unzen wiegt. Milch! Milch! Aber wenn es immer an Eurer Brust liegt, könnt Ihr es retten."

Diese letzten Worte begleitete er mit einem neuerlichen Händedruck. Trotz der Blitze, die der Graf durch die Augenlöcher der Maske schoß, trug Beauvouloir seine Sätze mit dem unerschütterlichen Ernst eines Mannes vor, der sein Geld auch verdienen will.

„He, du, Einrenker, du vergißt deinen alten schwarzen Filz," sagte Bertrand, als der Operateur mit ihm das Gemach verließ.

Die Milde des Grafen gegen seinen Sohn entsprang juristischen Bedenken. Im Moment, da Beauvouloir ihm die Hände festhielt, erwachten in ihm die Habsucht und der Gedanke an die Rechtsgebräuche der Normandie. Wie durch ein Zeichen fesselten diese beiden Mächte seine Finger und geboten seinen haßerfüllten Leidenschaften Schweigen.

Die eine rief ihm zu: „Die Güter deiner Frau fallen nur dann an das Haus d'Hérouville, wenn ein Erbe männlichen Geschlechtes sie ihm zubringt!" Die andere zeigte ihm die Gräfin tot und die Güter von der Seitenlinie der Saint-Savin zurückgefordert. Beide rieten ihm, die Beseitigung der Frühgeburt der Natur zu überlassen, und die Geburt eines zweiten, kräftigen Knaben abzuwarten, um das Leben seiner Frau und seines Erstgeborenen abtun zu können. Er sah nicht mehr ein Kind, er sah Rittergüter; und seine Zärtlichkeit wurde plötzlich ebenso stark wie seine Habsucht. In seinem Verlangen, dem Erbgesetz Genüge zu tun, wünschte er nun diesem kaum lebensfähigen Sohn einen gesunden Körper.

Die Mutter, die den Charakter des Grafen so gut kannte, war noch erstaunter, als der Quacksalber, und bewahrte ihre instinktiven Befürchtungen, die sie dann und wann mit großer Kühnheit vertrat; denn der Heldenmut der Mütter verdoppelte ihre Kräfte.

Während der nächsten Tage blieb der Graf unablässig bei seiner Frau und bezeigte eine Sorgfalt, die die plötzlich erwachte Angst um ihre Güter fast zu einer Zärtlichkeit stempelte. Die Gräfin erriet sofort, daß sie allein der Gegenstand aller seiner Aufmerksamkeiten war. Denn in jeder unbedeutendsten Regung zeigte sich der Haß des Vaters gegen sein Kind; er vermied es, den Sohn zu sehen, zu berühren; er erhob sich brüsk und verließ das Zimmer, wenn der Kleine seine Stimme hören ließ; im ganzen schien es, als ob er ihm sein Leben nur in der Hoffnung auf seinen Tod verzeihe. Aber selbst dieser geringe Grad von Verstellung ward dem Grafen zum Uberdruß. Am selben Tag, da er erkannte, daß der mütterliche Instinkt die Gefahr, die das Kind bedrohte, unbestimmt ahnte und abwehrte, kündigte er seine Abreise für den nächsten Morgen nach der Frühmesse an; er gab vor, daß er dem Könige alle seine Streitkräfte zuführen wolle.

Dieses waren die Umstände, die der Geburt Etienne d'Hérouvilles vorangingen und ihr folgten.

Um so inständig das Verderben seines verleugneten Sohnes zu wünschen, hätte es nicht einmal des mächtigen Grundes bedurft, daß sein Tod nun einmal beschlossen war; ja, hätte der Graf selbst die traurige Sucht schweigen geheißen, die den Menschen zwingt, auch da weiterhin zu verfolgen, wo er schon einmal geschadet hat, und wäre er nicht in der verhaßten Lage gewesen, Liebe zu heucheln für eine widerwärtige Mißgeburt, die

er für ein Kind Chavernys hielt — der arme Etienne wäre nicht weniger der Gegenstand seiner Abneigung gewesen. Das Unglück einer rhachitischen und kränklichen Veranlagung, vielleicht durch die väterlichen Liebkosungen verschlimmert, war eine immer lebendige Beleidigung seiner Vatereitelkeit. Wenn ihm schon schöne Männer ein Greuel waren, so verachtete er nicht minder die schwachen, bei denen die Kraft des Geistes die des Körpers ersetzt. Um ihm zu gefallen, mußte man häßlich von Antlitz, groß, robust und ungebildet sein. Etienne, durch seine Schwäche schon im voraus für das stille Leben eines Gelehrten bestimmt, mußte also in seinem Vater einen Feind ohne Großmut finden.

Sein Kampf mit dem Koloß begann in der Wiege; und als Mitstreiter gegen einen so gefährlichen Gegner hatte er nur das Herz seiner Mutter, deren Liebe durch ein rührendes Naturgesetz mit der Größe der drohenden Gefahren wuchs.

Durch den plötzlichen Aufbruch des Grafen in die tiefste Einsamkeit versetzt, verdankte Jeanne de Saint-Savin ihrem Kind den einzigen Glücksschimmer, der sie trösten konnte. Diesen Sohn, dessen Geburt man ihr Chavernys wegen zum Vorwurf machte, die Gräfin liebte ihn, wie die Frauen das Kind einer verbotenen Leidenschaft lieben; daß sie ihn nähren sollte, verursachte ihr keinerlei Beschwer. In keiner Weise nahm sie die Hilfe ihrer Frauen für ihn in Anspruch; sie zog ihn an und zog ihn aus und empfand neues Glück bei jeder kleinen Anforderung, die er an sie stellte. Diese unaufhörliche Beschäftigung, diese Aufmerksamkeit zu jeder Stunde, die Regelmäßigkeit, mit der sie des Nachts aufstehen mußte, um ihr Kind zu tränken, waren uferlose Glückseligkeiten. Die Freude strahlte von ihrem Antlitz, wenn sie das kleine Geschöpf versorgte. Da Etienne

so unerwartet früh gekommen war, fehlte allerlei Kinderwäsche; sie wünschte, sie selbst zu machen, und machte sie — mit wieviel Sorgfalt, das wißt nur ihr, arme, verdächtigte Mütter, die ihr im Schatten und in der Stille gearbeitet habt für eure angebeteten Kinder! Jeder Nadelstich, er war eine Erinnerung, ein Wunsch, ein liebegetränkter Gedanke, den sie mit den hübschen Mustern in den Stoff stickte.

Alle diese zärtlichen Narreteien wurden dem Grafen hinterbracht und verstärkten das Gewitter, das sich ohnedies zusammengezogen hatte.

Die Tage hatten nicht Stunden genug für die tausenderlei Beschäftigungen und die ängstliche Vorsicht der stillenden Mutter; sie entflohen, schwer von geheimem Glück.

Die Worte des Heilkünstlers standen der Gräfin stets im Gedächtnis, so sehr fürchtete sie für ihr Kind die Dienste ihrer Frauen, die Hände ihrer Leute; sie hätte unablässig wachen mögen, um sicher zu sein, daß sich niemand dem Schlummer Etiennes näherte; sie bettete ihn an ihrer Seite, das Mißtrauen wachte an seiner Wiege.

Während der Abwesenheit des Grafen wagte sie es, den Chirurgen kommen zu lassen, dessen Namen sie wohl behalten hatte. Für sie war Beauvouloir ein Wesen, dem sie eine riesige Dankesschuld abzutragen hatte; aber vor allem wünschte sie tausend Dinge, die sich auf ihren Sohn bezogen, von ihm zu erfahren. Wenn man Etienne vergiften wollte, wie konnte sie die Versuche vereiteln? Wie seine gebrechliche Gesundheit stärken? Sollte sie ihn lange stillen? Und wenn sie stürbe, würde Beauvouloir es auf sich nehmen, über die Gesundheit des armen Kindes zu wachen?

Auf die Fragen der Gräfin antwortete Beauvouloir betrübt, daß er ebenso wie sie das Gift für Etienne fürchte; aber

so lange sie ihn mit ihrer Milch ernähre, habe sie nichts zu besorgen; und für die Zukunft riet er ihr, immer von Etiennes Nahrung zu kosten.

„Wenn die Frau Gräfin irgend etwas Fremdartiges auf der Zunge fühlt, einen beißenden, bitteren Geschmack, oder einen scharfen, salzigen, — mit einem Wort, was dem Gaumen ungewohnt ist, so weiset die Speisen zurück. Lasset die Wäsche des Kindes in Eurer Gegenwart waschen und verwahrt den Schlüssel der Truhe. Was ihm auch immer zustoßen möge, ruft mich, und ich werde kommen."

Die Ratschläge des Arztes gruben sich in Jeannes Herz; sie bat ihn, auf sie zu zählen, wie auf jemanden, über den er verfügen könne; und darauf sagte ihr Beauvouloir, daß sie sein ganzes Glück in ihren Händen hielte.

Er erzählte der Gräfin kurz, wie der Herr von Hérouville, mangels schöner und edler Freundinnen, denen er hätte huldigen können, in seiner Jugend eine Kurtisane, genannt „die schöne Römerin", geliebt hatte, die vorher dem Kardinal von Lothringen angehörte. Bald verlassen, war die schöne Römerin nach Rouen gekommen, um den Grafen ihrer Tochter günstig zu stimmen, von der er durchaus nichts hören wollte, indem er ihre Schönheit als Gegenbeweis seiner Vaterschaft anführte. Als diese Frau elend starb, nahmen die Damen des Klarissinnenklosters, deren Oberin, das Fräulein von Saint-Savin, eine Tante der Gräfin war, das arme Kind auf, das Gertrud hieß und noch schöner als seine Mutter erwuchs. Bei einem ärztlichen Besuch hatte sich Beauvouloir bis zur Besinnungslosigkeit in Gertrud verliebt.

„Wenn die Frau Gräfin," setzte er hinzu, „diese Angelegenheit in die Hand nehmen wollte, so wird sie nicht nur reichlich

erstattet haben, was sie mir zu danken glaubt, sondern sie wird mich für immer zu ihrem Schuldner machen. Zugleich würden auch meine höchst gefährlichen Besuche im Schloß in den Augen des Grafen gerechtfertigt sein; und früher oder später würde sich der Graf für dieses wunderschöne Kind interessieren und es vielleicht indirekt fördern, indem er mich zu seinem Arzt macht."

Die Gräfin, die so viel Mitgefühl für wahre Liebe hatte, versprach, dem armen Arzt zu helfen. Sie verfolgte die Angelegenheit so warm, daß sie bei ihrer zweiten Niederkunft, kraft der damaligen Sitte, daß Wöchnerinnen etwas Besonderes verlangen durften, eine Mitgift für die schöne Gertrud erlangte, die nun, statt den Schleier zu nehmen, Beauvouloir heiratete. Diese Mitgift und die Ersparnisse des Einrenkers setzten das Paar instand, Forcalier zu kaufen, ein schönes Gut, das an das Schloß von Hérouville grenzte und verkäuflich war.

Indem sie sich so des guten Arztes versichert hatte, wußte die Gräfin ihr Leben auf immer von Freuden erfüllt, die andere Mütter nicht kennen. Sicherlich, alle Frauen werden schön, wenn sie ihre Kinder an der Brust halten und über ihre Schreie und kleinen Schmerzen wachen; aber nie hatte man, selbst auf italienischen Madonnenbildern, etwas Rührenderes gesehen, als die Gräfin, wenn Etienne an ihrer Brust trank und sie fühlte, wie aus ihrem Blut das Leben dieses armen, bedrohten Geschöpfes erblühte. Ihr Gesicht strahlte von Liebe; sie durchforschte das teure kleine Antlitz in Angst, einen Zug Chavernys darin zu entdecken, an den sie zuviel gedacht hatte. Diese Gedanken, die sich auf ihrer Stirne in den Glanz der Freude mischten, die Blicke, mit denen sie ihren Sohn liebkoste, ihr Wunsch, ihm die Kraft ihres Herzens mitzuteilen, ihre schimmernden

Hoffnungen, die Anmut ihres Betragens, — das alles unterwarf ihr die Frauen, die sie umgaben: die Gräfin gewann die Herzen ihrer ehemaligen Spioninnen.

Bald waren die beiden schwachen Geschöpfe eins im Denken, und sie verstanden einander, bevor die Sprache ihnen als Verständigungsmittel dienen konnte. Von dem Moment an, da Etienne seine Augen mit der stumpfsinnigen Neugier kleiner Kinder umherwandern ließ, begegneten seine Blicke dem düsteren Tafelwerk des Gemaches. Von der Stunde an, da sein junges Gehör begann, Töne wahrzunehmen und deren Unterschiede zu begreifen, hörte er das monotone Rauschen der Wogen, die sich in ununterbrochener Regelmäßigkeit an den Felsen brachen. So erzog ihn seine Umgebung zur Melancholie, durch alles, was die Sinne weckt, den Geist beeinflußt und den Charakter formt. Mußte seine Mutter nicht auch in immerwährender Schwermut leben und sterben?

Von seiner Geburt an konnte er die Gräfin für das einzige lebende Geschöpf halten, die Welt für eine Wüste und sich an das Gefühl des In-sich-selbst-Versinkens gewöhnen, das uns dazu bringt, allein zu leben, in uns selbst das Glück zu suchen und die unerschöpflichen Quellen des Denkens zu entdecken. War die Gräfin nicht ebenso verdammt, ihr Leben lang einsam zu bleiben und alles Glück der Erde nur in ihrem Sohn zu finden, der gleich ihrer Liebe grausam verfolgt war?

Wie alle leidenden Kinder verharrte Etienne fast immer in der duldenden Haltung, die, eine wundersame Ähnlichkeit, auch seiner Mutter eigen war. Die Empfindlichkeit seiner Organe war so groß, daß ein plötzlicher Lärm oder die Anwesenheit einer geräuschvollen Person eine Art Fieber bei ihm hervorrief. Er war wie eines jener kleinen Flügeltierchen, für die Gott die Heftigkeit

des Windes und die Hitze der Sonne zu mildern scheint; wie sie, war er unfähig, gegen das kleinste Mißgeschick anzukämpfen; er wich gleich ihnen ohne Widerstand und klaglos allem, was sich ihm entgegenstellte. Solch engelhafte Geduld flößte der Gräfin ein tiefes Gefühl ein, das sie, die Schwache, stark machte, dieser schwankenden Gesundheit die unaufhörlichste, sorgsamste Pflege angedeihen zu lassen.

Sie dankte Gott, daß er Etienne diesen Ort des Friedens und der Ruhe gegeben hatte, den einzigen, wo er heranwachsen konnte. Oft trug sie ihn mit mütterlichen Händen, sanft und stark zugleich, zu den hohen Spitzbogenfenstern. Seine Augen, die blau wie die der Mutter waren, schienen von da die Herrlichkeiten des Ozeans durchforschen zu wollen. Sie blieben stundenlang in Betrachtung der Unendlichkeit dieser weiten Fläche versunken, die bald dunkel war und bald erschimmerte, bald stumm schien oder dumpf dröhnte.

Diese langen Andachten waren für Etienne eine geheime Lehrzeit des Schmerzes. Fast immer füllten sich die Augen seiner Mutter mit Tränen, und die jungen Züge Etiennes glichen bei ihren qualvollen Träumereien einem leichten Netz, das von zu schweren Gewichten herabgezogen wird. Bald erkannte sein frühreifes Verständnis für den Schmerz die Wirkung, die seine Spiele auf die Gräfin ausübten; er versuchte, sie durch dieselben Liebkosungen zu zerstreuen, mit denen sie seine Schmerzen verstummen machte. Und niemals mißglückte es seinem zärtlichen Händchen, seinen gestammelten Worten und dem verständigen Lächeln, die Schwermut seiner Mutter zu zerstreuen. War er ermüdet, so hinderte ihn ein natürliches Zartgefühl, sich zu beklagen.

„Armes kleines Blümchen," rief die Gräfin, da er nach einer

Tändelei, durch die er schmerzlichste Erinnerungen verscheucht hatte, vor Ermüdung einschlief, „wo wirst du leben können! Wer wird dich je verstehen, dich, dessen zarte Seele ein strenger Blick verwunden wird! du, der du wie deine trauervolle Mutter ein sanftes Lächeln höher einschätzest als die Güter der Erde! Geliebter Engel deiner Mutter, wer in der Welt wird dich lieben! Wer wird die Schätze ahnen, die deine gebrechliche Hülle birgt! Niemand. Gott verhüte es, daß du einst gleich mir eine Liebe hegst, die Gott wohlgefällig ist, und die die Menschen zertreten!"

Sie seufzte, sie weinte. Die liebliche Haltung, in der ihr Kind auf ihren Knien entschlummert war, entlockte ihr ein schwermütiges Lächeln; sie sah es lange an, und eines jener Glücksgefühle durchdrang sie, die ein Geheimnis zwischen Gott und den Müttern sind.

Sie merkte bald, wie sehr Etienne ihre Stimme zum Klang der Mandoline liebte, und sie sang ihm die graziösen Romanzen jener Zeit; auf seinem milchbeträufelten Mündchen glaubte sie das Lächeln zu sehen, mit dem George de Chaverny ihr dankte, wenn sie die Laute hinlegte. Sie warf sich ihre Flucht in die Vergangenheit vor, aber immer wieder kam sie darauf zurück. Das Kind, der kleine Gefährte ihrer Träume, lächelte genau bei denselben Melodien, die Chaverny liebte.

Etienne war schon achtzehn Monate, und die Gräfin wagte es noch nicht, ihn ins Freie zu tragen, so zart war er; aber die schwachen Farben, die die matte Weiße seiner Haut tönten, als ob der Wind das blasseste Blütenblatt der Heckenrose darübergeweht hätte, bezeugten schon Leben und Gesundheit. Die Gräfin begann den Voraussagungen des Arztes Glauben zu schenken und beglückwünschte sich, daß es ihr während der

Abwesenheit des Grafen gelungen war, ihren Sohn durch die äußersten Vorsichtsmaßregeln vor jeder Gefahr zu schützen — da meldete ihr der Sekretär ihres Gemahles in einem Brief dessen nahe bevorstehende Rückkunft.

Eines Morgens, da die Gräfin ganz der unsinnigen Freude hingegeben war, die alle Mütter ergreift, wenn sie zum erstenmal ihr erstes Kind gehen sehen, spielte sie mit Etienne eines dieser Spiele, die unbeschreiblich sind, wie der Hauch von Erinnerungen; plötzlich hörte sie den Fußboden unter schweren Schritten erdröhnen. Kaum hatte sie sich mit einer unwillkürlich überraschten Gebärde erhoben, als sie vor dem Grafen stand. Sie stieß einen Schrei aus; aber sie versuchte dieses unfreiwillige Unrecht wieder gutzumachen; sie ging dem Grafen entgegen und bot ihm demutsvoll die Stirne zum Kuß.

„Warum haben Sie mich Ihre Ankunft nicht wissen lassen!" sagte sie.

„Der Empfang," unterbrach sie der Graf, „wäre dann herzlicher aber weniger aufrichtig gewesen."

Er wurde des Kindes ansichtig. Dessen gesundes Aussehen entriß ihm eine Gebärde der Wut und Überraschung; aber er unterdrückte den Zorn und begann zu lächeln.

„Ich bringe Ihnen gute Neuigkeiten," nahm er wieder das Wort. „Ich habe die Statthalterschaft der Champagne und das Versprechen des Königs, daß er mich zum Pair und zum Herzog macht. Und außerdem haben wir einen Verwandten beerbt: dieser verfluchte Hugenotte de Chaverny ist tot."

Die Gräfin erblich und sank in einen Sessel. Nun erriet sie das Geheimnis der düsteren Freude, die auf dem Gesicht ihres Gatten lag, und die der Anblick Etiennes noch zu vertiefen schien.

„Mein Herr," sagte sie mit bebender Stimme, „es ist Ihnen nicht unbekannt, daß ich meinen Vetter de Chaverny lange geliebt habe ... Sie werden den Schmerz, den Sie mir verursachen, vor Gott verantworten."

Bei diesen Worten funkelte der Blick des Grafen; seine Lippen zitterten, ohne daß sie ein Wort hervorstoßen konnten, so sehr schüttelte ihn der Zorn; er warf seinen Dolch mit solcher Heftigkeit auf den Tisch, daß das Eisen wie ein Donnerschlag erdröhnte.

„Hören Sie mich an," schrie er laut, „und behalten Sie meine Worte gut im Gedächtnis: niemals will ich das kleine Ungeheuer, das Sie da im Arme halten, hören oder sehen, denn es ist Ihr Kind und nicht das meine; hat er einen einzigen meiner Züge! Bei allen Heiligen, verstecken Sie ihn gut, oder ..."

„Gerechter Himmel," rief die Gräfin, „beschirme uns!"

„Stille!" gebot der Riese. „Wenn Sie nicht wollen, daß ich ihn zerschmettere, so sorgen Sie, daß er nie meinen Weg kreuzt."

„Aber dann," sagte die Gräfin, die den Mut fühlte, sich gegen ihren Tyrannen aufzulehnen, „schwören Sie mir, seine Tage nicht zu gefährden, wenn Sie ihm nie begegnen. Wollen Sie mir Ihr Edelmannswort darauf geben!"

„Was soll das heißen!" fragte der Graf.

„Nun wohl, so töten Sie uns gleich alle beide," rief die Gräfin und warf sich, ihr Kind an sich gepreßt, vor ihm zu Boden.

„Erheben Sie sich, Madame! Ich verpfände Ihnen mein Edelmannswort, nichts gegen das Leben dieser verfluchten Mißgeburt zu unternehmen, vorausgesetzt, daß er auf den Felsen wohnt, die das Meer unterm Schloß bespült; ich gebe ihm das Fischerhaus zur Wohnung und die Düne zur Herrschaft;

aber wehe ihm, wenn ich ihn jemals außerhalb dieses Gebietes finde!"

Die Gräfin weinte bittere Tränen.

„Sehen Sie ihn an," sagte sie, „es ist Ihr Sohn!"

„Madame!"

Die entsetzte Mutter trug das Kind davon, dessen Herz wie ein gefangenes Vögelchen flatterte. Sei es, daß die Unschuld einen Zauber besitzt, dem sich auch die verhärtetsten Menschen nicht entziehen können, sei es, daß der Graf seine Heftigkeit bereute und fürchtete, die Gräfin, die seinem Vergnügen ebenso nötig war wie seinen Plänen, in eine zu große Verzweiflung zu stürzen — seine Stimme war so sanft, wie sie überhaupt sein konnte, als die Gräfin zurückkam.

„Jeanne, mein Liebling," sagte er, „schmollen Sie nicht mit mir und geben Sie mir die Hand. Man weiß nicht, wie man es euch Frauen recht machen soll. Ich bringe Ihnen neue Ehren, neue Reichtümer, Gotts Donner! und Sie empfangen mich wie einen Wolf, der in den Schafstall bricht. Mein Gouvernement wird mich zu langen Abwesenheiten zwingen, bis ich es mit dem der Normandie vertauscht habe; zeigen Sie mir wenigstens während meines Aufenthalts hier ein freundliches Gesicht, mein Liebling."

Die Gräfin erkannte den Sinn der Worte, deren erheuchelte Sanftmut sie nicht mehr täuschen konnte.

„Ich kenne meine Pflichten," antwortete sie mit Schwermut, die der Graf für Zärtlichkeit hielt.

Dieses schüchterne Geschöpf besaß zuviel Reinheit, zuviel Größe, um, wie es geschickte Frauen können, den Grafen durch ein berechnetes Betragen zu lenken, — eine Art Prostitution, durch die sich edle Seelen beschmutzt fühlen.

„Heiliger Gott, werde ich denn nie deine Liebe erringen?“ rief der Graf, der eine Träne in den Augen seiner Frau entdeckte, als sie das Gemach verließ.

Unaufhörlich bedroht, wandelte sich die Mütterlichkeit der Gräfin zu einer Leidenschaft, so heftig, wie Frauen sie bei schuldiger Liebe fühlen. Wie durch Zauberei, deren Geheimnis in dem Herzen aller Mütter ruht und die zwischen der Gräfin und ihrem Sohn besonders wirksam war, gelang es ihr, ihm die Gefahr, die ihn beständig umgab, begreiflich zu machen, so daß er die Nähe seines Vaters fürchtete. Die schreckliche Szene, deren Zeuge Etienne gewesen war, prägte sich so eisern in sein Gedächtnis, daß sie fast eine Krankheit hervorrief. Schließlich sagte ihm sein Gefühl die Gegenwart des Grafen mit solcher Sicherheit voraus, daß seine überempfindlichen, von der Furcht geschärften Organe den entfernten Schritt des Vaters errieten, sein schwaches Lächeln erstarb und seine Züge sich verzerrten; und das Ohr der Mutter erfaßte nicht behender als der Instinkt des Sohnes.

Mit dem Alter wuchs diese aus Schrecken geborene Fähigkeit so sehr, daß Etienne mit der Sicherheit des Indianers den Schritt und die Stimme seines Vaters auf weite Entfernungen erkannte und seine Ankunft voraussagte.

Es machte der Gräfin ihr Kind noch teurer, daß sie ihr eigenes Entsetzen vor dem Gatten so früh von ihm geteilt sah. Und die Einigkeit der beiden erreichte einen solchen Grad, daß sie wie zwei Blumen auf einem Stengel sich unter demselben Winde bogen und von derselben Hoffnung aufgerichtet wurden. Sie hatten nur ein Leben.

Als der Graf sie verließ, war Jeanne zum zweitenmal guter Hoffnung. Dieses Mal kam sie zur richtigen Zeit nieder und

brachte unter unerhörten Schmerzen einen starken Knaben zur Welt, der nach wenigen Monden eine so verblüffende Ähnlichkeit mit dem Vater zeigte, daß der Haß des Grafen gegen den älteren noch wuchs.

Um ihr geliebtes Kind zu retten, gab sie ihre Zustimmung zu allen Verfügungen, die der Graf zu Gunsten seines zweiten Sohnes traf. Etienne wurde der Kirche versprochen und sollte Priester werden, um Maximilien die Güter und Titel des Hauses d'Hérouville zu überlassen. Um diesen Preis sicherte die arme Mutter dem verfluchten Kinde den Frieden.

Niemals glichen sich zwei Brüder weniger als Etienne und Maximilien. Der jüngere fand von Geburt an Geschmack am Lärm, an geräuschvollem Tun und am Krieg; darum hegte der Graf auch für ihn ebensoviel Liebe wie seine Frau für Etienne. Wie durch selbstverständliche Übereinkunft beschäftigte sich jeder der Gatten mit seinem Lieblingskind. Der Herzog — denn in dieser Zeit belohnte Heinrich IV. die außerordentlichen Verdienste des Herrn von Hérouville mit dem Herzogtitel — der Herzog wollte nicht, daß seine Frau sich überanstrenge, sagte er, und er gab Maximilien eine gute dicke Bäuerin zur Amme, die Beauvouloir ausgesucht hatte.

Zu Jeanne de Saint-Savins großer Freude mißtraute er ihrem Geiste so sehr wie ihrer Milch und faßte den Entschluß, sein Kind nach seinem Geschmack zu bilden. Er erzog Maximilien in einem heiligen Grauen vor Gedrucktem und Geschriebenem; er prägte ihm die mechanischen Kenntnisse der Kriegskunst ein, er ließ ihn früh zu Pferd steigen, die Arkebuse handhaben und mit dem Dolche spielen. Als sein Sohn größer ward, führte er ihn auf die Jagd, damit er die verwilderte Sprache, die Derbheit der Manieren, die Körperkräfte und die Männ-

lichkeit in Blick und Stimme annähme, die in seinen Augen zu einem wahren Manne gehörten. Der junge Edelmann war mit zwölf Jahren wie ein ungezähmtes Löwenjunges, mindestens so schreckeinflößend wie der Vater; er hatte die Erlaubnis, alle zu tyrannisieren, und machte davon Gebrauch.

Etienne bewohnte das Haus an der Küste, das Geschenk seines Vaters, welches die Herzogin herrichten ließ, damit er da einige Freuden fand, auf die er ein Recht hatte. Die Herzogin verbrachte hier den größten Teil des Tages. Mutter und Kind durchstreiften zusammen die Felsen und Dünen; sie zeigte Etienne die Grenzen seines kleinen Sandreiches, die Muscheln, die Kiesel und Moose; das tiefe Entsetzen, das sie ergriff, wenn sie ihn den ihm zugewiesenen Bezirk überschreiten sah, ließ ihn begreifen, daß der Tod ihn da drüben erwartete. Etienne zitterte mehr um seine Mutter als für sich; bald erregte allein der Name des Herzogs von Hérouville ein Grauen in ihm, das ihn seiner Kraft beraubte und ihn jener widerstandslosen Erschlaffung unterwarf, die ein junges Mädchen einem Tiger zu Füßen sinken läßt. Wenn er von weitem den finsteren Riesen erblickte oder seine Stimme vernahm, erstarrte sein Herz in derselben Qual, die er einst empfunden, da er verflucht ward.

Wie ein Lappländer, der fern von seinen Schneewänden sterben muß, liebte er die köstliche Heimat seiner Hütte und seiner Felsen. Überschritt er die Grenzen, so empfand er ein unbeschreibliches Gefühl des Unbehagens.

Da die Herzogin wohl einsah, ihr armes Kind werde nirgends als in dieser demütigen und stillen Umgebung Glück finden, beklagte sie anfangs den zukünftigen Beruf nicht so sehr, den man ihm aufgezwungen hatte, — ja, es gelang ihr sogar, ihm im Hinblick darauf ein schönes Leben zu bereiten, indem sie seine

Einsamkeit mit den edlen Beschäftigungen der Wissenschaft erfüllte und Pierre de Sebonde aufs Schloß beschied, um dem künftigen Kardinal von Hérouville als Hofmeister zu dienen. Obgleich ihrem Sohn die Tonsur bestimmt war, wünschte Jeanne de Saint-Savin keine klösterliche Erziehung für ihr Kind. Beauvouloir wurde mit Etiennes Einführung in die Naturwissenschaften betraut. Die Herzogin überwachte persönlich die Studien, um sie nach ihres Kindes Kräften zu bemessen, und schaffte ihm eine Belohnung, indem sie ihn Italienisch lehrte und ihm nach und nach die poetischen Schätze dieser Sprache zugänglich machte. Während der Herzog den jungen Maximilien den Gefahren der Eberjagd aussetzte, durchwandelte Jeanne mit Etienne die Milchstraße der Sonette Petrarcas oder das gigantische Labyrinth der Göttlichen Komödie.

Um Etienne für seine Gebrechlichkeit zu entschädigen, hatte die Natur ihn mit einer so wohllautenden Stimme begabt, daß es schwer hielt, ihr zu widerstehen. Seine Mutter unterrichtete ihn in der Musik. Zärtliche und schwermütige Gesänge zu den Akkorden der Mandoline waren die Belohnung für die Arbeiten, die der Abbé de Sebonde von Etienne verlangte. Das Kind hörte der Herzogin mit jener leidenschaftlichen Bewunderung zu, die sie nur in den Augen Chavernys gelesen hatte. Als die arme Frau zum erstenmal jene glücklichen Jugenderinnerungen in dem langen Blick ihres Kindes wiederfand, bedeckte sie es mit innigen Küssen. Sie errötete auf Etiennes Frage, warum sie ihn in diesem Augenblick mehr liebe; dann antwortete sie, ihre Liebe wachse von Stunde zu Stunde.

Bald fand sie in der Erziehung seiner Seele und in der Pflege seines Geistes dieselben Freuden wieder, die sie empfunden hatte, als sie ihn stillte und seinen Körper betreute.

Obgleich die Mütter nicht immer mit ihren Söhnen wachsen, gehörte die Herzogin zu denen, die die demutsvolle Bewunderung der Liebe in ihre Mütterlichkeit tragen; sie wollte liebkosen und urteilen, sie wollte nicht herrschen, wie andere Mütter; sie setzte ihren Ehrgeiz darein, daß Etienne ihr nach jeder Richtung überlegen wurde; sie wußte sich in ihrer grenzenlosen Liebe stark. Nur die Herzen ohne Zärtlichkeit lieben zu herrschen, aber wahrhaften Gefühlen ist die Entsagung teuer, diese Tugend der Stärke.

Wenn Etienne nicht gleich eine Demonstration, einen Text oder einen Lehrsatz verstand, schien die arme Mutter, die den Stunden beiwohnte, ihm die Kenntnisse einflößen zu wollen, wie sie ihn einst beim geringsten Schrei mit ihrer Muttermilch getränkt hatte. Aber wie färbte die Glut der Freude sie purpurn, wenn Etienne in den Sinn der Dinge eindrang und sie sich zu eigen machte! Sie bewies, wie Pierre de Sebonde sagte, daß die Mutter ein Doppelwesen ist, dessen Gefühlswelt immer zwei Existenzen umfaßt.

Die Herzogin vermehrte auf diese Weise das natürliche Gefühl, das einen Sohn an die Mutter bindet, um die Zärtlichkeiten einer auferstandenen Liebe. Etiennes Zartheit erforderte noch während langer Jahre die Pflege, die man der ersten Kindheit angedeihen läßt: die Mutter kam, ihn anzukleiden, sie brachte ihn zu Bett; sie allein kämmte, lockte und parfümierte das Haar ihres Sohnes. Die Toilette war eine fortgesetzte Liebkosung; sie gab dem geliebten Haupt unzählige Küsse, als sie mit leichter Hand den Kamm darüber führte. Gleichwie die Frauen sich gerne ihren Geliebten mütterlich erzeigen, indem sie ihnen kleine Dienste leisten, so machte diese Mutter aus ihrem Sohn das Götzenbild eines Geliebten; sie

fand in ihm eine vage Ähnlichkeit mit dem über das Grab geliebten Vetter. Etienne war wie das Phantom Georges, von fern in einem magischen Spiegel gesehen; sie fand, daß er mehr Edelmann als Priester sei.

„Wenn eine Frau, die so zu lieben verstünde wie ich, ihm das Wesen der Liebe erschlösse, wie glücklich könnte er werden!" dachte sie oft.

Aber die furchtbaren Umstände, die die Tonsur für Etiennes Haupt geboten, kamen ihr ins Gedächtnis, und sie küßte unter Tränen das Haar, das die Schere der Kirche schneiden sollte.

Trotz der ungerechten Übereinkunft mit dem Herzog sah sie ihn weder als Priester noch als Kardinal in den dichten Finsternissen der Zukunft, die ihr Mutterauge zu durchdringen wußte. Der Vater vergaß den Sohn völlig, und sie verzögerte es, ihr armes Kind in einen Orden aufnehmen zu lassen.

„Es ist noch immer Zeit dazu," sagte sie sich.

Ohne sich den Gedanken, der sich in ihr Herz eingeschlichen hatte, zu gestehen, erzog sie Etienne in den feinen Sitten der Hofleute, — sie wollte ihn sanft und liebenswürdig haben, wie es George de Chaverny gewesen war.

Der Herzog, der die Güter seines Hauses selbst verwaltete, verwandte alle Erträgnisse zur Erweiterung seines Besitzes, und so war die Herzogin durch den Ehrgeiz des Gemahles auf ihre schmalen Ersparnisse angewiesen; für sich wählte sie die einfachste Kleidung und verausgabte nichts, um ihrem Sohn Samtmäntel geben zu können, spitzenbesetzte Schnabelschuhe und geschlitzte Wämser aus feinen Stoffen. Ihre eigenen Entbehrungen erfüllten sie mit solcher Freude, wie jene Opfer, die man geliebten Geschöpfen so sehr zu verbergen trachtet.

Sie feierte heimliche Feste, während sie an einem Kragen

stickte und an den Tag dachte, da er den Hals ihres Sohnes schmücken sollte. Sie allein hatte die Obhut über die Kleider, die Wäsche, die Wohlgerüche und die Toilettengegenstände Etiennes; wenn sie sich schmückte, geschah es nur für ihn, denn sie liebte es, daß er sie schön fand.

Soviel Sorgfalt, soviel Mutterſorge, die das Fleisch und Blut ihres Sohnes durchdrang und es lebensfähig erhielt, blieb nicht ohne Belohnung. Beauvouloir, der herrliche Mann, der durch seine Lehren dem verfluchten Kinde teuer war und dessen Verdienste Etienne übrigens bekannt waren, dieser Arzt, dessen beunruhigter Blick die Herzogin erzittern ließ, so oft er ihr gebrechliches Idol untersuchte, — Beauvouloir erklärte eines Tages, daß Etienne noch lange Jahre leben könne, wenn niemals eine Aufregung rauh an diesem zarten Körper rüttle. Etienne war damals sechzehn Jahre alt.

Er maß fünf Fuß, und diese Größe sollte er nicht mehr überschreiten; aber George de Chaverny war kleiner gewesen. Seine Haut, durchscheinend und seiden wie die eines kleinen Mädchens, ließ die feinsten Verzweigungen seiner blauen Adern sehen. Sie war von porzellanenem Weiß. Seine hellen blauen Augen voll Sanftheit erflehten den Schutz der Männer und Frauen; sein Blick hatte die hinreißende Süße eines Gebetes und bezauberte, noch ehe der Wohllaut seiner Stimme den Reiz vollendete. Die wahrhaftigste Bescheidenheit prägte sich in allen seinen Zügen aus. Lange, kastanienbraune Haare, glatt und seidig, teilten sich über seiner Stirn und ringelten sich an den Enden. Seine blassen schmalen Wangen, seine klare Stirn, die schon einige Falten kerbten, verkündeten angeborenes Leiden, dessen Anblick wehe tat. Auf seinem anmutigen Mund mit den sehr weißen Zähnen verweilte das Lächeln derer,

die eines frühen Todes sterben. Seine Hände, weiß wie die einer Frau, waren außerordentlich schön geformt. Seine tiefen Betrachtungen hatten ihm, gleich einer verkümmerten Pflanze, den Kopf gebeugt, und diese Haltung stand ihm wohl an: es war wie der letzte Reiz, den ein großer Maler einem Bild verleiht, um alles aus ihm herauszuholen: es war wie der Kopf eines kranken, jungen Mädchens auf dem Körper eines schwachen unentwickelten Mannes. Die gelehrte Dichtung, deren reiche Betrachtungen uns über die weiten Gefilde des Denkens führen, das fruchtbare Vergleichen menschlicher Gedanken, die Erhebung, die wir aus genialen Werken schöpfen, waren die unaussprechlichen, stillen Glückseligkeiten seines träumerischen und einsamen Lebens. Die Blumen, diese lieblichen Geschöpfe, deren Schicksal soviel Ähnlichkeit mit dem seinen zeigte, besaßen seine ganze Liebe.

Die Herzogin war glücklich über diese unschuldigen Leidenschaften ihres Sohnes, die ihn vor der rauhen Berührung mit dem Leben schützten — dem Leben, an dem er zugrunde gegangen wäre, wie die herrlichste Qualle des Ozeans am Sonnenbrand des Strandes. Sie festigte diese Neigungen Etiennes und brachte ihm spanische Romanzeros, italienische Motetten, Bücher, Sonette, Gedichte. Die Bibliothek des Kardinals von Hérouville ward Etiennes Erbteil, Bücher sollten ja sein Leben ausfüllen. Und jeden Morgen fand der Knabe seine Einsamkeit mit bunten, süßduftenden Pflanzen belebt.

So wurden seine Studien, denen er sich seiner schwächlichen Gesundheit wegen nicht lange hingeben konnte, unterbrochen von stundenlangen kindlichen Betrachtungen inmitten der lachenden Blumen, seiner sanften Gefährten; oder er kauerte in einer Felsspalte und erforschte die Geheimnisse einer Alge,

eines Mooses, eines Meergewächses. In den duftenden Blumenkronen suchte er nach einem Keim, wie die Biene nach dem Honig. Oftmals bewunderte er halb unbewußt das feine Geäder, das sich heller von den Blütenblättern abhob, die prunkenden Blumenkelche, golden, azurblau, grün oder violett, die wunderbaren Querschnitte der Kelche und Blätter, ihre bald glatten, bald samtigen Stengel, die so leicht zerbrachen, wie seine Seele bei der geringsten Anstrengung zerbrechen konnte. Später sollte er, der ebensosehr Denker war wie Dichter, die Weisheit und Köstlichkeit der unzähligen Formen in der einheitlichen Natur erkennen; denn von Tag zu Tag machte er Fortschritte in der Auslegung des göttlichen Wortes, das allen Dingen der Welt aufgeprägt ist. Diese unablässige, geheime Erforschung einer verborgenen Welt verlieh seinem Leben die edle Abgeschlossenheit andächtiger Geister.

Etienne konnte tagelang im Sande hingestreckt liegen, glücklich, — ein unbewußter Dichter. Das plötzliche Aufflimmern eines goldenen Käfers, der Widerschein der Sonne im Meer, das Erzittern des weiten, fließenden Wasserspiegels, eine Muschel, eine Meerspinne, — alles wurde Erlebnis und Freude für diese reine Seele. Wenn er seine Mutter von weitem kommen sah, das Rauschen ihres Kleides hörte, ihr entgegenlief, sie küßte, mit ihr sprach, ihr zuhörte, so erlebte er das alles mit solcher Intensität, daß eine gelegentliche Verspätung oder unbegründete Besorgnis ihn fast krank machte. Er war ganz Seele, und damit der zarte, schwächliche Körper von den heftigen Schwingungen dieser Seele nicht erschüttert werde, bedurfte Etienne der Stille, der Liebkosungen, einer friedvollen Landschaft und der Liebe einer Frau. Jetzt war es seine Mutter, die ihm Liebe und Zärtlichkeiten gab; die Felsen waren still und

schweigsam; die Blumen, die Bücher verklärten seine Einsamkeit; so schien ihm sein kleines Königreich aus Sand und Muscheln, aus Laub und Algen eine immer neue, frische Welt.

Etienne genoß alle Wohltaten dieses physisch tief unschuldsvollen Lebens, dieses in poetischem Sinne moralischen Lebens. Ein Kind dem Äußeren nach, an Geist ein Mann, glich er wahrhaft einem Engel. Der Wille seiner Mutter hatte es verstanden, seine Studien, seine Erregungen auf geistiges Gebiet zu lenken. Sein Leben spielte sich also in der Welt der Moral ab, weit von der sozialen Welt, die ihn vielleicht umgebracht oder gemartert hätte. Er lebte durch die Seele und durch den Geist. Nachdem seine Lektüre ihm menschliches Denken enthüllt hatte, erhob er sich zu übersinnlichen Vorstellungen: die Atmosphäre schien von Gedanken durchweht, und Gedanken standen am Himmel geschrieben. So erklomm er schon früh den geistigen Gipfel, der allein seiner Seele geeignete Nahrung bot, eine köstliche Nahrung, die aber sein Unglück werden sollte, als sich zu den aufgespeicherten Schätzen seines Geistes die Reichtümer einer plötzlichen Leidenschaft gesellten.

Wenn Jeanne de Saint-Savin zuweilen mit Bangen jenen Stürmen entgegensah, tröstete sie sich bald mit dem Gedanken an die traurige Bestimmung ihres Sohnes; denn diese arme Mutter fand für ihr großes Unglück kein anderes Heilmittel als ein kleineres Unglück; so war auch jede ihrer Freuden voll Bitterkeit.

„Er wird Kardinal werden," sagte sie sich, „er wird für die Künste leben und deren Beschützer sein. Er wird nicht eine Frau, sondern die Kunst lieben, und diese wird ihn nie verraten."

Die Freuden ihrer fast verliebten Mütterlichkeit wurden unaufhörlich von der Sorge gepeinigt, welch seltsame Lage Etienne in der Familie einnahm. Die beiden Brüder waren über das Kindesalter hinaus, ohne sich zu kennen, ohne sich je gesehen zu haben, ja, ohne ihr rivalisierendes Dasein zu ahnen. Die Herzogin hatte lange gehofft, während einer Abwesenheit ihres Gatten die Brüder in einer feierlichen Stunde einander nahezubringen, indem sie beide mit ihrer heißen Seele umfaßte. Sie hatte gehofft, Maximilien für Etienne einzunehmen, wenn sie ihm, dem jüngeren, erklärte, wieviel er der Liebe des älteren Bruders verdankte, was dieser entbehrte, durch den Verzicht, dem er sich unterworfen hatte und dem er treu bleiben würde, was immer geschah. Diese langgehegte Hoffnung war erstorben. Weit davon entfernt, ein Erkennen zwischen den beiden Brüdern herbeizuführen, fürchtete sie nun eine Begegnung zwischen Etienne und Maximilien mehr als eine zwischen Etienne und seinem Vater. Maximilien, der von allen nur Böses glaubte, hätte gewiß befürchtet, Etienne werde eines Tages seine ihm aberkannten Rechte geltend machen, und hätte ihn mit einem Stein um den Hals ins Meer geworfen. Niemals hatte ein Sohn weniger Ehrfurcht vor seiner Mutter als er. Sobald er zu denken begann, erfaßte er, mit welcher Geringschätzung der Herzog seine Frau behandelte. Und wenn der alte Gouverneur im Umgang mit der Herzogin immerhin noch die Formen wahrte — Maximilien, von seinem Vater nur schlecht gebändigt, verursachte der Mutter tausendfachen Kummer.

Auch Bertrand wachte unablässig darüber, daß Maximilien nie Etienne erblickte, dessen Geburt übrigens sorgfältig geheimgehalten wurde. Alle Leute vom Schloß haßten einmütig den Marquis von Saint-Sever, welchen Titel Maximilien damals

trug, und alle, die von dem Dasein des Älteren wußten, betrachteten diesen wie einen Rächer, den Gott sich noch vorbehalten hatte.

Etiennes Zukunft war also noch unklar; vielleicht würde ihn sein Bruder grausam verfolgen. Die arme Herzogin hatte keinerlei Verwandte, denen sie das Leben und die Interessen ihres geliebten Kindes ans Herz legen konnte. Würde Etienne nicht eines Tages seine Mutter anklagen, wenn er unter dem römischen Purpur die Sehnsucht nach einem Kind empfände, Vater sein wollte, so wie sie Mutter gewesen war! Diese Gedanken, ihr schwermutsvolles Leben voll geheimer Schmerzen, waren wie eine lange Krankheit, die nur eine sanfte Pflege hintanhalten konnte. Ihr Herz verlangte die zärtlichste Schonung, und alle, die sie umgaben, waren entsetzlich unerfahren in Sanftmut. Welches Mutterherz wäre nicht unaufhörlich zerrissen worden beim Anblick des älteren Sohnes, eines Jünglings von Kopf und Herz, in dem so schöne Gaben erblühten, und der seiner Rechte beraubt war; während der jüngere, ein grobschlächtiger Mensch, ohne irgendein Talent, nicht einmal eines militärischer Art, einstmals die Herzogskrone tragen und den Familienstamm fortpflanzen sollte.

Das Haus derer von Hérouville verleugnete seinen Ruhm. Unfähig zu verfluchen, kannte die sanfte Jeanne de Saint-Savin nichts anderes, als segnen und weinen, aber oft hob sie die Augen zum Himmel, um Rechenschaft zu verlangen über diese unverständliche, grausame Schicksalsfügung.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, wenn sie ihres Todes gedachte; ihr Sohn würde eine Waise sein und der tierischen Roheit eines skrupellosen Bruders ausgeliefert. Soviel zurückgedrängte Erregungen, eine erste unvergessene Liebe, soviel

einsam getragenes Leid — denn ihre heftigsten Schmerzen verbarg sie dem geliebten Kind —, ihre stets angstgetrübten Freuden und ihr unaufhörlicher Kummer hatten den Lebensnerv geschwächt und eine krankhafte Entkräftung gezeitigt, die täglich schlimmer wurde.

Endlich vollendete ein letzter Schlag das Geschick der Herzogin: sie versuchte mit dem Herzog über die Erziehung Maximiliens zu sprechen und ward barsch abgewiesen; sie durfte der entsetzlichen Saat, die in der Seele des Kindes aufgehen wollte, nicht wehren. Sie begann so sichtbarlich hinzuschwinden, daß ihre Krankheit die Ernennung Beauvouloirs zum Leibarzt des Hauses d'Hérouville erforderte. Der alte Heilgehilfe bezog eine Wohnung im Schloß.

In jenen Zeiten waren solche Stellungen meist von Gelehrten besetzt, die hier die nötige Muße zur Vollendung ihrer Arbeiten und den unentbehrlichen Verdienst zur Aufrechterhaltung ihres gelehrten Lebens fanden. Beauvouloir wünschte seit langer Zeit diese Position, weil sein Wissen und sein Reichtum ihm zahlreiche und erbitterte Feinde geschaffen hatten. Trotz des Schutzes einer hohen Familie, der er bedeutende Dienste erwiesen hatte, war er jüngst in einen Kriminalprozeß verwickelt worden, und nur die Dazwischenkunft des Gouverneurs der Normandie und seiner Frau tat den Verfolgungen Einhalt.

Der Herzog sollte die auffallende Gunst, die er dem einstigen Einrenker bewiesen hatte, nicht bereuen: Beauvouloir rettete den Marquis de Saint-Sever von einer gefährlichen Krankheit, an deren Heilung jeder andere Arzt gescheitert wäre. Aber das Leiden der Herzogin war zu weit vorgeschritten, als daß es noch Genesung für sie gegeben hätte, besonders da es stets von neuem angefacht wurde.

Als die Schmerzen diesem Engel die nahe Erlösung verkündeten, halfen die finsteren Ausblicke in ihres Kindes Zukunft dem Tod sein Werk schneller vollenden.

„Was wird aus meinem armen Kinde ohne mich!“ war ein Gedanke, der zu jeder Stunde wie eine bittere Flut in ihr emporschwoll.

Endlich, als sie das Bett nicht mehr verlassen durfte, ging es rasch dem Grabe zu; denn nun war sie ihres Sohnes beraubt, dem es versagt war, an dem Sterbebett der Mutter zu erscheinen, wenn er den Pakt nicht brechen und sein Leben gefährden wollte. Der Schmerz des Kindes kam dem der Mutter gleich. Seine zurückgedrängten Gefühle schufen sich einen Ausweg. Etienne ersann ein geheimnisvolles Verständigungsmittel, um sich seiner Mutter mitteilen zu können. Er übte seine Stimme wie die geschickteste Sängerin und sang schwermütige Melodien unter dem Fenster der Mutter, wenn ihm Beauvouloir durch ein Zeichen kundgab, daß sie allein sei.

Einst, im Wickelkissen, hatte er seine Mutter mit klugem Lächeln getröstet; jetzt, als Dichter, liebkoste er sie mit den süßesten Harmonien.

„Ich lebe nur mehr durch diese Gesänge!“ sagte die Herzogin zu Beauvouloir und atmete die Luft ein, die Etiennes Stimme belebte.

Doch schließlich kam der Augenblick, mit dem eine lange Trauer für das verfluchte Kind begann. Er hatte schon öfters geheime Beziehungen zwischen seinen Seelenregungen und dem Leben des Meeres gefunden. Die verborgenen Wissenschaften, die er trieb, ließen ihn an die Beseeltheit der Materie glauben, und diese Erscheinung dünkte ihm wichtiger, als sie anderen gewesen wäre. An jenem unseligen Abend, an dem er seine

Mutter zum letzten Male sah, war der Ozean ungewöhnlich bewegt. Es war ein Wühlen in den Wassern, als ob das Meer innerlich arbeite; große Wogen schwollen empor, die mit dumpfem Lärmen barsten und dabei aufheulten wie Hunde in Verzweiflung.

„Was will es nur von mir!“ sagte Etienne zu sich, „es erbebt und klagt wie eine lebendige Kreatur! Meine Mutter hat mir oft erzählt, daß der Ozean in der Nacht meiner Geburt in wilden Krämpfen tobte. Was wird mir jetzt zustoßen!“

Dieser Gedanke hielt ihn ans Fenster seiner Hütte gebannt; die Augen bald auf das Fensterkreuz seiner Mutter gerichtet, hinter dem ein Licht zitterte, bald auf den stöhnenden Ozean. Da klopfte es leise, und Beauvouloir trat ein; auf seinem verdüsterten Gesicht lag Unheil.

„Gnädiger Herr,“ sagte er, „der Frau Herzogin geht es so schlecht, daß sie Euch sehen will ... Alle Maßregeln sind getroffen, damit Euch im Schloß nichts Böses begegne; aber wir müssen sehr vorsichtig sein; der Weg führt durch das Gemach des gnädigen Herrn, das nämliche, in dem Ihr geboren seid.“

Die Tränen traten Etienne in die Augen, und er rief: „Das Meer hat mir's verkündet!“

Wie abwesend ließ er sich zur Pforte des Turmes geleiten, durch die Bertrand einst eingetreten war, in der Nacht, da die Herzogin das verfluchte Kind gebar. Der Stallmeister erwartete sie, eine Laterne in der Hand. Etienne erreichte die große Bibliothek des Kardinals d'Hérouville, wo er mit Beauvouloir ein wenig verweilen mußte, während Bertrand die Türen öffnete und spähte, ob das verfluchte Kind ohne Gefahr weitergehen könne.

Der Herzog erwachte nicht. Mit leisen Schritten drangen Etienne und Beauvouloir weiter vor, und sie hörten nichts in dem weiten Schloß als die schwache Klage der Sterbenden. So wiederholten sich die Umstände, die Etiennes Geburt begleitet hatten, bei dem Tode seiner Mutter; derselbe Sturm, dieselben Ängste, dieselbe Furcht, den erbarmungslosen Riesen zu erwecken, der diesmal fest schlief. Um alles Unglück zu vermeiden, nahm der Stallmeister Etienne in seine Arme und trug ihn durch das Zimmer seines furchtbaren Gebieters. Etiennes Herz zog sich schmerzlich zusammen bei der Furcht der beiden treuen Diener; aber diese Erregung bereitete ihn einigermaßen auf das Schauspiel vor, das sich seinem Blick im nächsten Gemache bot; er betrat es zum ersten Male wieder seit dem Tag, an dem der väterliche Fluch ihn verbannt hatte.

Auf dem großen Bett, dem nie das Glück genaht war, suchte er die teure, vielgeliebte Frau und konnte sie nicht gleich erkennen, so sehr war sie abgemagert. Weiß wie ihre Spitzen, hatte sie nur mehr einen letzten Atemzug, um zu verhauchen; sie sammelte ihre Kräfte, Etiennes Hände zu ergreifen, und wollte ihm ihre ganze Seele in einem langen Blick hingeben, wie einstmals Chaverny ihr sein ganzes Leben in einem Abschiedsblick geschenkt hatte.

Beauvouloir und Bertrand, das Kind, die Mutter und der schlafende Herzog waren wiederum beisammen. Derselbe Raum, dieselbe Szenerie, dieselben Personen; aber es waren die Schmerzen des Todes, anstatt der Freuden der Mutterschaft, die Nacht des Grabes und nicht der Tag des Lebens. In diesem Augenblicke brach der Orkan los, der sich schon seit Sonnenuntergang durch das dumpfe Heulen der See angekündigt hatte.

„Mein teures Kind," sagte Jeanne de Saint-Savin und

küßte ihren Sohn auf die Stirn, „du wurdest meinem Schoß entbunden, während der Sturm wütete, und unter Sturmeswüten scheide ich nun von dir. Zwischen diesen beiden Gewittern war es immer Gewitter für mich, außer den Stunden, in denen ich dich sah. Dies ist meine letzte Freude, sie vermischt sich meinem letzten Schmerz. Leb' wohl, du meine einzige Liebe! Leb' wohl, o schönes Bild zweier früh vereinter Seelen! Leb' wohl, meine einzige, meine reine Freude! Leb' wohl, mein über alles Geliebter!"

„Laß mich dir folgen," sagte Etienne, der sich auf das Bett der Mutter gekauert hatte.

„Das wäre wohl ein besseres Schicksal!" antwortete sie, indes zwei Tränen über ihre durchsichtigen Wangen rollten; wie schon oft, schien ihr Blick die Zukunft zu durchdringen. — „Hat niemand ihn gesehen!" fragte sie die beiden Untergebenen. Da rührte sich der Graf in seinem Bett; alle erbebten.

„Selbst mein letztes Glück ist nicht ungetrübt!" sagte die Herzogin. „Führt ihn hinweg, führt ihn hinweg!"

„Meine Mutter, lieber will ich dich noch einen Augenblick sehen und dann sterben!" ächzte das arme Kind, und seine Sinne schwanden.

Auf ein Zeichen der Herzogin nahm Bertrand Etienne in den Arm, und indem er ihn noch einmal der Mutter wies, die ihn mit ihrem letzten Blicke küßte, trug er ihn davon; er kehrte wieder, um neue Befehle der Sterbenden zu empfangen.

„Oh, liebt ihn," sagte sie zu dem Stallmeister und dem Einrenker, „denn ich weiß ihm keine anderen Beschützer als euch und den Himmel . . ."

Ein Instinkt, der die Mütter nie verläßt, offenbarte ihr das tiefe Mitleid des Stallmeisters für den rechtmäßigen Erben des

mächtigen Hauses d'Hérouville, für das er ein Gefühl der Verehrung hegte, gleich dem der Juden für die heilige Stadt. Was Beauvouloir betraf, so war sein Pakt mit der Herzogin seit langer Zeit geschlossen. Die beiden Diener, ergriffen davon, daß die Herrin in ihrer Not ihnen das edle Kind anvertraute, schwuren ihr zu, die Vorsehung ihres jungen Gebieters zu sein; und die Mutter glaubte ihnen.

Die Herzogin starb am Morgen, wenige Stunden später; sie wurde von allen ihren Leuten und Knechten beweint, die statt vieler Worte an ihrem Grabe sagten, sie sei eine Edelfrau gewesen, die aus dem Paradies niedergestiegen sei.

Etienne war die Beute namenlosen, unversiegbaren Schmerzes, den er aber schweigend trug. Er lief nicht mehr über die Felsen, er fühlte nicht mehr die Kraft, zu singen und zu lesen. Er kauerte ganze Tage in einer Felsspalte, gleichgültig gegen die Unbilden des Wetters, unbeweglich, an den Granit geschmiegt wie das Moos, das darauf wuchs; selten weinend, aber verloren an einen einzigen Gedanken, riesenhaft, unendlich wie der Ozean; und wie der Ozean nahm dieser Gedanke tausend Formen an, wurde furchtbar, gewitternd oder ruhevoll. Das war mehr als ein Schmerz, das war ein neues Leben, ein unerbittliches Schicksal, das diesem schönen Geschöpf für immer das Lächeln raubte.

Es gibt Qualen, die gleichen dem Blut, das man in fließendes Wasser gießt und das augenblicklich die Wellen trübt; die neue Woge stellt die Klarheit des Wassers wieder her. Aber bei Etienne war es die Quelle selbst, die getrübt war; und jede neue Welle führte neue Bitternis mit sich.

In seinen alten Tagen hatte Bertrand die Oberaufsicht über die Ställe behalten, um nicht seine Autorität im Hause zu ver-

lieren. Seine Wohnung war unweit von Etiennes Haus gelegen, so daß es ihm nicht schwer fiel, über das Kind mit der eigensinnigen Zärtlichkeit und der listigen Geradheit zu wachen, die alte Soldaten charakterisiert. Er unterdrückte all seine Rauheit, wenn er mit dem armen Kinde sprach; wenn es regnete, so holte er ihn sacht nach Haus und entriß ihn seinen Träumereien, um ihn heimzuführen. Es wurde sein Ehrgeiz, die Herzogin zu ersetzen, so daß der Sohn — wenn nicht dieselbe Liebe — so doch dieselbe Aufmerksamkeit fand.

Dieses Mitleid war fast Liebe. Etienne nahm ohne Klage und Widerstand die Sorgen seines Dieners hin, aber zu viele Brücken waren abgebrochen zwischen dem verfluchten Kind und den anderen Geschöpfen, als daß eine wirkliche Neigung in sein Herz hätte einziehen können. Er ließ sich willenlos beschützen, denn er ward wie ein Mittelding zwischen Mensch und Pflanze oder vielleicht zwischen Mensch und Gott. Wem soll man ein Wesen vergleichen, dem die Gesetze der Gesellschaft, die falschen Gefühle der Welt unbekannt waren und das eine wunderbare Unschuld behielt, indem es nur den Instinkten des Herzens gehorchte!

Trotzdem, trotz seiner düsteren Schwermut, fühlte er bald das Bedürfnis, zu lieben, eine andere Mutter zu haben, eine andere Seele zu besitzen; aber von der Zivilisation durch eine eherne Schranke getrennt, war es schwer, ein Wesen zu finden, das so blumenhaft war wie er. Es drängte ihn zu einem anderen Selbst, dem er seine Gedanken anvertrauen, dessen Leben er zu dem seinen machen konnte, und schließlich wandte er seine Liebe dem Meere zu. Die See ward ihm ein lebendes, denkendes Wesen. Immer hatte er diese unendliche Fläche vor Augen, deren verborgene Wunder so ganz anders sind wie die der Erde.

Seit seiner Wiege war ihm die Unendlichkeit dieser nassen Gefilde vertraut, Meer und Himmel erzählten ihm wunderbare Gedichte. Ihm war alles in dem endlos weiten Bild, das so einförmig schien, voll Anregung.

Wie alle Menschen, deren Seele den Körper beherrscht, hatte er einen durchdringenden Blick und konnte auf sehr weite Entfernungen deutlich und mit wunderbarer Leichtigkeit ohne zu ermüden die flüchtigsten Lichtwolken, das vergänglichste Kräuseln des Wassers erkennen. Selbst das ganz unbewegte Meer bot ihm noch vielfältigen Ausdruck: es hatte ein wechselndes Antlitz, gleich dem einer Frau, — Lächeln, Gedanken, Launen: hier grün und dunkelnd, da lachend in feinem Azur, bald seine schimmernden Flächen mit dem unbestimmten Licht des Horizontes vermählend, bald sich sanft doch deutlich von orangenfarbenen Wolken scheidend.

Der Sonnenuntergang war ihm ein herrliches, prunkendes Fest, wenn das Gestirn seine roten Strahlen wie einen Purpurmantel über die Wogen goß. Für ihn war das mittägliche Meer munter, lebhaft, geistreich, wenn es zitternd aus tausend blendenden Facetten die Bündeln Lichtes widerstrahlte: es brachte ihm tiefe Melancholien, es ließ ihn weinen, wenn es freudlos, still und trauernd einen grauen, wolkenbedeckten Himmel spiegelte. Er verstand die stumme Sprache der Schöpfung. Flut und Ebbe atmeten melodisch, jeder Seufzer verriet ihm ein Gefühl, er begriff den innerlichsten Sinn.

Kein Schiffer und kein Weiser hätte besser den kleinsten Zorn des Ozeans voraussagen können, die geringste Veränderung seines Antlitzes. An dem Ton, mit dem die Wogen am Ufer starben, erkannte er, ob die See hohl ging, die Stürme, die Böen, die Höhe der Flut. Wenn die Nacht ihre Schleier über den

Himmel breitete, sah er noch in dämmernder Helle die See und hielt Zwiesprache mit ihr; er nahm teil an ihrem fruchtbaren Leben, er empfand einen wirklichen Sturm in seiner Seele, wenn sie wütete; er atmete ihren Zorn in den schrillen Pfiffen des nahenden Orkans, er war mit in den riesigen Wogen, die an dem Felsen in tausend flüssige Scherben zerschellten; er fühlte sich unermüdlich und furchtbar wie sie; er teilte ihr totes Schweigen, ihre plötzlichen Freuden.

Die See ward seine Gattin, seine Vertraute, seine Freundin. Am Morgen, wenn er hinaus auf seine Felsen kam, erkannte er mit einem einzigen Blick die Stimmung des Ozeans. Er schwebte über den großen Wassern wie ein Engel vom Himmel.

Wenn die fröhlichen, die schelmischen, die weißen Morgennebel ihm ein Gespinst zuwarfen, so fein wie der Schleier auf der Stirn einer Braut, beobachtete er sein Wogen und Wallen mit der Freude eines Liebenden, entzückt von der Geliebten, die sich am Morgen noch schlaftrunken erhebt; wie ein Gatte, der morgens seine junge Frau in all der Schönheit wiedersieht, die ihn so beglückt hat.

Seine Gedanken waren mit diesem großen göttlichen Gedanken vermählt, er hatte einen Trost in seiner Einsamkeit, und die tausend Strahlen seiner Seele bevölkerten seine enge Wüste mit herrlichen Phantasien. Endlich entdeckte er noch die nahen Beziehungen der Bewegungen des Meeres mit dem Gang der Himmelskörper, und er erkannte die Natur in ihrem harmonischen Ineinandergreifen, vom Grashalm bis zu den irrenden Sternen, die gleichsam wie ein windverwehtes Samenkorn im Äther Halt zu fassen suchen.

Rein wie ein Engel, allen jenen Gedanken fremd, die den Menschen entwürdigen, naiv wie ein Kind, lebte er wie eine

Seemöwe, wie eine Blume, unerschöpflich zehrend von den Schätzen seiner dichtenden Einbildungskraft. Unbegreifliche Mischung zweier Geschöpfe! Bald erhob er sich mit einem Gebet bis zu Gott, bald stieg er demütig und wunschlos bis zum friedlichen Glück des Tieres herab. Für ihn waren die Sterne die Blumen der Nacht; der Mond war ein Vater; die Vögel waren seine Freunde. Überall empfand er die Seele seiner Mutter. Oft sah er sie in den Wolken, sprach mit ihr und hatte himmlische Erscheinungen; an gewissen Tagen hörte er die Stimme der Mutter, bewunderte ihr Lächeln, ja, es gab Tage, da er sie nicht verloren hatte!

Gott schien ihm die Natur der alten Einsiedler geschenkt, ihn mit innerlich vervollkommneten Sinnen begabt zu haben, die den Geist der Dinge erfaßten. Unerhörte moralische Kräfte ließen ihn weiter als andere Menschen in die Geheimnisse der ewigen Werke eindringen. Seine Leiden und Schmerzen waren wie Bande zwischen ihm und der Welt der Geister; er ging dahin, mit seiner Liebe gewappnet, um seine Mutter zu suchen; Orpheus' symbolische Tat wurde hier durch den wundervollen Aufschwung der Ekstase zur Wahrheit. Er wagte sich in Zukunftserkenntnisse oder flog in den Himmel empor, wie er von seinem Felsen von einer Linie des Horizontes zur anderen glitt. Oft auch, wenn er in einer tiefen Höhle saß, die von der Laune der Natur dem Granitblock eingegraben und deren Eingang kaum die Breite einer Dachsgrube hatte, — wenn die warmen Sonnenstrahlen sie durch seine Spalten sanft erhellten und ihm schöne Strandmoose wiesen, mit denen diese Zufluchtsstätte tapeziert war, die wohl den Meervögeln zum Neste dienen mochte: da ergriff ihn manchmal ein unwiderstehliches Schlafbedürfnis. Nur die Sonne, seine Herrin, sagte ihm später, daß er geschlafen

habe, indem sie ihm zeigte, wieviel Zeit er fern seiner Wasserlandschaft, seinem goldenen Sand und seinen Muscheln geweilt hatte.

In diesem seltsamen Schlummer erblickte er wie in strahlendem Himmelslicht die großen Städte, von denen seine Bücher erzählten; er sah mit Erstaunen, aber ohne Neid die Könige und ihre Hofhaltungen, die Schlachten, die Menschen, die Bauten. Diese Träume am hellen Tag machten ihm seine sanften Blumen, seine Wolken, seine Sonne, seine schönen Granitfelsen nur immer teurer. Es war, als ob ein Engel ihm das Verderben der Welt und die Nachtseiten der Zivilisation zu entschleiern suche, um ihn seinem Einsiedlerleben nur fester zu verbinden. Er fühlte, daß seine Seele im Gewühl der Menschen bald zerrissen wäre; daß sie Gefahr lief, zu zerbrechen wie eine Perle, die beim königlichen Einzug einer Prinzessin aus ihrem Haar in den Schmutz der Straße fällt.

Wie der Sohn starb

Im Jahre 1617, zwanzig und einige Jahre nach der fürchterlichen Nacht, in der Etienne zur Welt kam, saß der Herzog von Hérouville, greisenhaft, zerbrochen, fast tot und nun sechsundsiebzig Jahre alt, in einem großen Sessel vor dem Spitzbogenfenster seines Schlafgemaches, auf dem Platz, an dem einst die Gräfin so vergeblich durch den verlorenen Ton des Hornes die Hilfe der Menschen und des Himmels angerufen hatte.

Man hätte ihn für ein Skelett halten können; Krankheit und Alter hatten seinem energischen Gesicht den düsteren Ausdruck genommen; es war bleich und umrahmt von weißlichen Haarsträhnen, die den gelben Schädel nur spärlich bedeckten. Kampf-

lust und Fanatismus funkelten noch in seinen gelben Augen, obgleich durch einen frommen Zug gemildert. Die Ergebung warf einen mönchischen Zug auf dieses ehedem so strenge und nun durch Runzeln gesänftigte Antlitz.

Der Widerschein der Abendsonne ergoß ein sanftes rotes Licht auf das noch immer kraftvolle Haupt. Der geschwächte Körper war in braune Gewänder gehüllt, er lag schwer im Sessel, jeder Bewegung beraubt, und vollendete das Bild dieses einförmigen Daseins, der fürchterlichen, erzwungenen Ruhe eines Mannes, der einst so unternehmend, so haßerfüllt und so tatkräftig gewesen war.

„Genug!" sagte er zum Kaplan.

Der ehrwürdige Greis hatte, ehrfurchtsvoll vor seinem Herrn stehend, aus dem Evangelium vorgelesen. Der Herzog, gleich jenen alten Löwen in der Menagerie, die noch in ihrer Hinfälligkeit voll Majestät sind, wandte sich an einen anderen weißhaarigen Mann und reichte ihm den mageren haarigen Arm hin, der noch immer nervig, aber ohne Kraft war.

„Ihr da! Einrenker!" rief er. „Seht zu, wie es heute mit mir steht."

„Alles steht gut, gnädiger Herr, und das Fieber hat nachgelassen. Ihr werdet noch lange Jahre leben."

„Ich möchte wohl Maximilien hier sehen," sagte der Herzog mit leisem Lächeln. „Der brave Junge! Er befehligt jetzt eine Kompagnie königlicher Arkebusiere. Der Marschall d'Ancre kümmert sich um sein Weiterkommen, und unsere anmutige Königin Marie will ihn verheiraten, jetzt, da er Herzog von Nivron geworden ist. Mein Name wird würdig weiterleben! Er hat Wunder an Tapferkeit bei der Erstürmung von . . ."

In diesem Augenblick trat Bertrand ein; er trug einen Brief in der Hand.

„Was ist das!" fragte lebhaft der alte Ritter.

„Eine Eilbotschaft; ein Kurier des Königs hat sie gebracht," antwortete der Stallmeister.

„Der König und nicht die Königin-Mutter!" rief der Herzog. „Was geht denn vor! Sollten die Hugenotten wieder zu den Waffen gegriffen haben, Gotts Donner!" fügte er hinzu und warf einen funkelnden Blick über die drei Greise. „Ich bewaffne wieder meine Soldaten, und mit Maximilien an der Seite, die Normandie ..."

„Setzt Euch, mein guter gnädiger Herr," sagte der Arzt, besorgt, seinen kaum genesenen Herrn so aufgeregte Reden führen zu hören.

„Lest vor, Meister Corbineau!" sagte der Greis und reichte seinem Beichtiger den Brief.

Die vier Anwesenden boten ein anschauliches Bild des menschlichen Lebens: der Stallmeister, der Priester und der Arzt, von den Jahren gebleicht, standen alle drei vor ihrem Herrn und warfen einander nur heimliche Blicke zu. Jeder von ihnen verkörperte eine der Ideen, die sich der Menschen am Rande des Grabes schließlich bemächtigen. Vom letzten Strahl der scheidenden Sonne stark beleuchtet, waren diese schweigenden Männer gleichsam ein Symbol der wechselnden Formen von Melancholie. Das dunkle, feierliche Gemach, in dem seit fünfundzwanzig Jahren nichts verändert war, gab diesem poetischen Bilde erloschener Leidenschaften, das Tod und Frömmigkeit beschattete, den weihevollen Rahmen.

„Der Marschall d'Ancre ist auf der Louvrebrücke auf Befehl des Königs ermordet worden; dann ... O mein Gott ...!"

„Vollendet!“ schrie der Gebieter.

„Der Herr Herzog von Nivron . . .“

„Nun!“

„Ist tot!“

Der Herzog neigte den Kopf auf die Brust, stieß einen lauten Seufzer aus und blieb stumm. Bei diesem Wort, bei diesem Seufzer sahen die drei Greise einander an. Es war ihnen, als ob das edle und herrliche Haus von Hérouville vor ihnen gleich einem lecken Schiff versänke.

„Der Herr da oben,“ nahm der Herzog das Wort und warf einen furchtbaren Blick zum Himmel, „zeigt sich sehr undankbar gegen mich! Er erinnert sich nicht der großen Taten, die ich um seiner heiligen Sache willen verrichtet habe . . .!“

„Gott rächt sich,“ sagte der Priester mit schwerer Stimme.

„Werft den Mann ins Gefängnis!“ schrie der Herr.

„Wohl könnt Ihr mich zum Schweigen bringen, doch nicht Euer Gewissen!“

Der Herzog von Hérouville fiel wieder in Gedanken.

„Mein Haus untergehen! Mein Name erlöschen! — Ich will heiraten, ich will noch einen Sohn,“ sagte er nach einer langen Pause.

Wie furchtbar auch die Verzweiflung das Antlitz des Herzogs entstellte, so konnte Beauvouloir doch nicht ein Lächeln unterdrücken, denn in diesem Augenblick ertönte ein Gesang, frisch wie die Abendluft, klar wie der Himmel, einfach wie die Farben des Ozeans; übertönte das Murmeln der See und schwang sich auf, um die Natur zu beglücken. Die Schwermut der Stimme, der Wohllaut der Worte drangen wie ein Duft in die Seele. Die Harmonien stiegen zu den Wolken auf, erfüllten die Lüfte, gossen Balsam auf alle Schmerzen — oder

vielmehr: sie linderten sie, indem sie ihnen Ausdruck verliehen. Die Stimme vermählte sich dem Wellengeflüster, sie schien aus dem Schoße der Flut zu steigen.

Der Sang war den Greisen süßer als die zärtlichsten Liebesworte einem jungen Mädchen: er trug so viele fromme Hoffnungen, daß er in ihren Herzen wie eine Himmelsbotschaft widerklang.

„Was ist das!" fragte der Herzog.

„Die Nachtigall singt," sagte Bertrand, „noch ist nicht alles verloren, nicht für ihn und nicht für uns."

„Wen nennt Ihr Nachtigall!"

„Es ist der Name, den wir dem älteren Sohn des gnädigen Herrn gegeben haben," antwortete Bertrand.

„Mein Sohn!" rief der Greis. „Ich habe einen Sohn, irgend etwas, was meinen Namen trägt und ihn fortpflanzen kann!"

Er stand auf und schritt bald langsam, bald schnell durchs Gemach; dann machte er eine befehlende Gebärde und entließ seine Leute, mit Ausnahme des Priesters.

Am nächsten Morgen ging der Herzog, auf seinen alten Stallmeister gestützt, die Düne entlang zwischen den Felsen und suchte seinen Sohn, den er einstmals verflucht hatte; er nahm ihn von weitem wahr, in eine Granitspalte gekauert, lässig in der Sonne hingestreckt, den Kopf auf einem Bündelchen feiner Gräser und die Füße anmutig unter den Körper gezogen. Etienne glich einer ruhenden Schwalbe.

Als der hohe Greis am Meeresufer sichtbar wurde, als der durch den Sand gedämpfte Laut seiner Schritte, der sich fast in der Stimme der Wogen verlor, schwach hörbar ward, wandte Etienne den Kopf, stieß einen erschreckten Vogelschrei

aus und verschwand im Granit, wie eine Maus, die so blitzschnell in ihr Loch zurückschlüpft, daß man schließlich zweifelt, sie gesehen zu haben.

„Ach! Gott steh' mir bei, wohin ist er entwischt!" schrie der Herr, als er den Felsen erreichte, wo sein Sohn vorher gekauert hatte.

„Dort ist er," sagte Bertrand und wies auf einen schmalen Spalt, dessen Ränder von der Flut abgeschliffen waren.

„Etienne, mein geliebter Sohn!" rief der Greis.

Das verfluchte Kind antwortete nicht. Fast den ganzen Vormittag flehte der alte Herzog, drohte, schalt, weinte und grollte, ohne eine Antwort zu erlangen. Manchmal schwieg er, legte sein Ohr an den Spalt, und alles, was sein schwaches Gehör vernahm, war der dumpfe Herzschlag Etiennes, dessen fliegende Pulse in dem tönenden Gewölbe widerhallten.

„Er lebt wenigstens noch, der da," seufzte der Greis mit herzzerreißender Stimme.

Als der Tag auf der Höhe stand, nahm der verzweifelte Vater seine Zuflucht zu inständigen Bitten.

„Etienne," sagte er, „mein teurer Etienne, Gott hat mich gestraft, daß ich dich so verkannt habe! Er hat mich deines Bruders beraubt! Heute bist du mein ein und einziges Kind! Ich liebe dich mehr als mich selbst. Ich habe meinen Irrtum erkannt, ich weiß, daß in deinen Adern mein Blut fließt und das deiner Mutter, deren Unglück mein Werk war. Komm, ich will versuchen, dich all mein Unrecht vergessen zu lassen, ich will dich mehr lieben als alles, was ich verloren habe. Etienne, du bist schon Herzog von Nivron, und du wirst nach mir Herzog von Hérouville sein, Pair von Frankreich, Ritter vom Goldenen Vlies, Befehlshaber über hundert Bewaffnete, Groß-

komtur, Gouverneur der Normandie als Stellvertreter des Königs, Herr von siebenundzwanzig Domänen, zu denen neunundsechzig Kirchensprengel gehören, Graf von Saint-Savin. Du wirst eine Fürstentochter zur Frau haben. Du wirst das Haupt des Hauses Hérouville sein ... Soll ich denn vor Kummer um dich sterben! Komm, komm! Oder ich bleibe auf meinen Knien hier, vor deinem Versteck, bis ich dich gesehen habe. Dein alter Vater bittet dich und erniedrigt sich vor seinem Kinde, als ob es Gott selbst wäre."

Das verfluchte Kind hörte nicht auf diese Rede, die von Gedanken der Welt und ihren Eitelkeiten starrte, es begriff nichts davon; in seiner Seele rangen unbezwingliche Schrecken, Etienne verharrte stumm in fürchterlichen Ängsten.

Gegen Abend, als der alte Ritter alle Worte der Sprache erschöpft hatte, alle Quellen der Bitte und der Reue, befiel ihn eine Art religiöser Zerknirschung. Er kniete in den Sand und tat dieses Gelübde:

„Ich schwöre dem heiligen Johann und dem heiligen Stephan, den Schutzherren meiner Frau und meines Sohnes, hier eine Kapelle zu erbauen und hundert Messen zu Ehren der heiligen Jungfrau zu stiften, wenn Gott und die Heiligen mir die Liebe des hier gegenwärtigen Herzogs von Nivron, meines Sohnes, wiedergeben!"

Er verharrte in tiefer Demut auf seinen Knien, mit gefalteten Händen, und betete. Aber als sein Kind, die Hoffnung seines Namens, noch immer nicht erschien, rollten große Tränen aus seinen erloschenen Augen über die verwelkten Wangen.

In diesem Augenblick kroch Etienne, der nichts mehr hörte, aus seiner Grotte hervor wie eine junge, sonnendurstige Natter; er sah die Tränen des zerschmetterten Greises, erkannte die

Sprache des Schmerzes; und er ergriff die Hand seines Vaters und umarmte ihn, indem er mit der Stimme eines Engels sagte:

„O meine Mutter, vergib!"

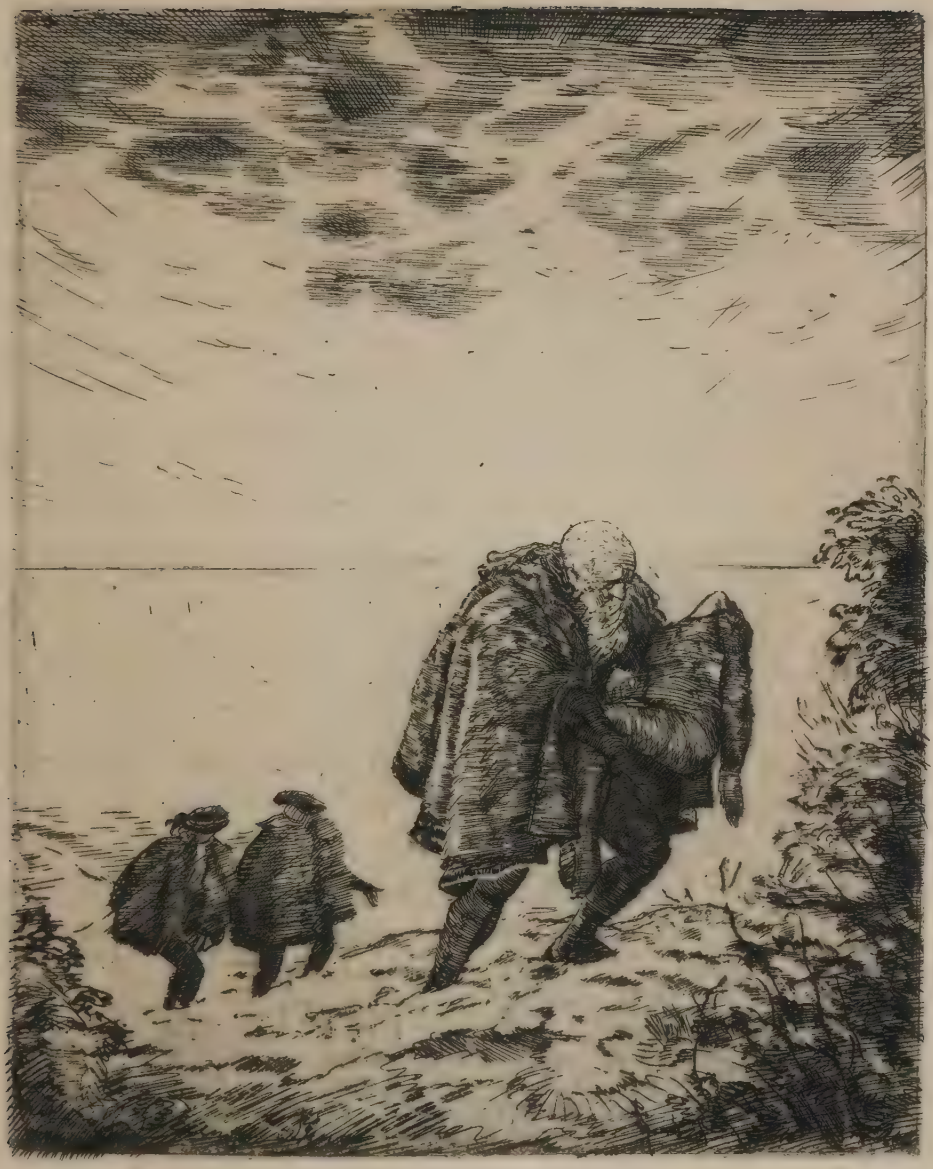
Fiebernd vor Glück trug der Gouverneur der Normandie seinen zerbrechlichen Erben auf den Armen davon; Etienne zitterte wie ein entführtes Mädchen, und da der Herzog seine schlagenden Pulse fühlte, bemühte er sich, ihn zu beruhigen; er küßte ihn mit Vorsicht, als ob er eine Blume hielte, er fand süße Worte für ihn, die er nie gekannt hatte.

„Bei Gott, du gleichst meiner armen Jeanne, teures Kind," sagte er. „Sag' mir nur alle deine Wünsche, ich will sie dir erfüllen. Sei stark! Sei nur gesund! Ich will dich reiten lehren auf einem edlen sanften Füllen, sanft und edel — wie du. Nichts darf dir entgegen sein. Heiliges Haupt Gottes! Alles wird sich dir beugen, wie die Rosensträucher dem Wind. Ich werde dir hier Machtvollkommenheiten ohne Grenzen geben. Ich selbst will dir folgen, wie dem Gott der Familie . . ."

Der Vater betrat bald mit seinem Sohne das Prunkgemach, in dem das traurige Leben der Mutter verlaufen war. Etienne stützte sich auf das Fensterkreuz, in dessen Nähe er den ersten Atemzug getan, von wo aus seine Mutter ihm Zeichen gegeben hatte, um ihm die Abreise seines grimmigen Verfolgers kundzutun, der jetzt, ohne daß Etienne den Grund begriff, sein Sklave geworden war und jenen gigantischen Geschöpfen glich, wie wohl die Macht einer Fee sie zu den Diensten eines jungen Prinzen zwingt.

Diese Fee war der Adelsstolz.

Als Etienne das traurige Zimmer wiedersah, von dem aus seine Augen zum erstenmal den Ozean betrachtet hatten, füllten



Tränen seinen Blick; die Erinnerungen seines langen Unglücks mischten sich mit den süßen Freuden, die er in der einzigen ihm je geschenkten Liebe empfunden hatte, der Mutterliebe; alles rührte sich zugleich in seinem Herzen und entfaltete sich da wie ein wundervolles und schreckliches Gedicht. Die Erregungen dieses Jünglings, der in den sanften Erhebungen der Betrachtung zu leben gewohnt war wie andere im Getriebe der Welt, glichen in nichts den Seelenregungen gewöhnlicher Menschen.

„Wird er am Leben bleiben!" fragte der Greis, erstaunt über die Schwäche seines Erben.

„Ich werde nirgends leben können als hier," sagte Etienne einfach, der ihn gehört hatte.

„Nun wohl, dieses Zimmer sei das deine, mein Kind."

„Was geht da vor!" fragte der junge Herzog. Im großen Saale versammelten sich die Hofleute seines Vaters, der sie alle zusammengerufen hatte, um ihnen seinen Sohn zu zeigen.

„Komm," antwortete der Vater, indem er seine Hand ergriff und ihn in den Saal führte.

Zu jener Zeit hatte ein Herzog und Pair, wenn er begütert war wie der Herr von Hérouville und im Besitze von Ämtern und Verwaltungen, ein Gefolge wie ein Fürst; die jüngeren Glieder der Familie verschmähten es nicht, ihm zu dienen; er hatte eine Hofhaltung und Offiziere: der erste Leutnant seiner Reiterkompagnie war das, was heute der Adjutant eines Marschalls ist. Einige Jahre später hielt der Kardinal Richelieu eine Leibwache. Mehrere mit dem königlichen Haus verbundene Fürsten, die Guise, die Condé, die Nevers, die Vendôme, wählten ihre Pagen aus den besten Häusern — ein letzter Brauch der erlöschenden Ritterschaft. Dem Herzog erlaubten sein Reichtum und das Alter seines normannischen Geschlechtes, das schon

sein Name verkündete (herus villa, Haus des Hauptes), es an Pracht der Lebensführung den d'Épernon, Luynes, Balagny, d'O, den Zamet gleichzutun, die unter ihm standen, als Emporkömmlinge angesehen wurden und doch wie Fürsten lebten.

Das war also für den armen Etienne ein großartiges Schaugepränge, diese Versammlung der Leute, die in seines Vaters Diensten standen. Der Herzog stieg zu einem Sessel empor, der unter einem Baldachin von geschnitztem Holze stand und zu dem einige Stufen hinaufführten (von da sprachen noch einige Herren in den Provinzen ihrem Gau Recht, — letzte Spuren der Feudalität, die unter Richelieus Regime verschwanden. Diese Art Throne, die den Chorstühlen ähnelten, sind nun Kurioſa geworden). Etienne stand neben seinem alten Vater und erzitterte, als er aller Augen auf sich gerichtet sah.

„Zittere nicht," sagte der Herzog und neigte seinen grauen Kopf zum Ohr des Sohnes, „denn das alles sind unsere Leute."

Die sinkende Sonne bestrahlte die Fensterkreuze des Saales rot und erhellte nur schwach die Schatten; Etienne bemerkte den Landvogt, die Hauptleute und Leutnants in Waffen und von ihren Soldaten begleitet, die Stallmeister, den Kaplan, die Schreiber, den Arzt, den Majordomus, die Türhüter, den Verwalter, die Piköre, die Wildmeister, den ganzen Dienertroß und die Knechte. Obgleich sie alle in ehrfurchtsvoller Haltung dastanden, wie es die Furcht gebot, die der Greis selbst den angesehensten Leuten unter seinem Befehl einflößte, hörte man doch das Summen gespannter Erwartung.

Dieses Geräusch schnürte Etiennes Herz zusammen, der zum erstenmal die schwere Luft eines mit Menschen gefüllten Saales atmete; seine Sinne, an die klare, gesunde Meeresluft gewöhnt, waren sofort beleidigt und reagierten heftig. Ein schreckliches

Herzklopfen erschütterte ihn durch und durch, als sein Vater gleich einem alten majestätischen Löwen mit feierlicher Stimme diese kleine Ansprache hielt:

„Meine Freunde, seht hier meinen Sohn Etienne, meinen Erstgeborenen, meinen zukünftigen Erben, den Herzog von Nivron, dem der König zweifelsohne die Ämter seines weiland Bruders anvertrauen wird; ich stelle ihn euch vor, damit ihr ihn kennt und ihm gehorcht wie mir selbst. Und fände sich einer unter euch oder in meiner Provinz, der dem jungen Herzog mißfällt oder ihm zuwiderhandelt, dem wäre wahrlich besser, wenn er nie den Mutterleib verlassen hätte. Ihr habt gehört! Kehrt zurück an eure Geschäfte, und Gott geleite euch . . . Das Leichenbegängnis Maximiliens d'Hérouville wird hier stattfinden, wenn man die Leiche hergebracht hat. Das Haus trägt acht Tage lang Trauer. Später feiern wir meinen Sohn Etienne."

„Es lebe der Herr! Es leben die d'Hérouville!" schrien die Leute, daß das Haus bebte.

Die Knechte trugen Fackeln herbei, um den Saal zu beleuchten. Die Hochrufe, die Lichter und die Aufregung über seines Vaters Rede raubten Etienne die letzten Kräfte; er fiel ohnmächtig in den Sessel, seine schmale Frauenhand noch in der breiten Hand des Vaters. Als der Herzog, der den Leutnant seiner Kompagnie herbeiwinkte, zu diesem sagte: „Nun, Baron d'Artagnon, ich bin glücklich, meinen Verlust wieder ausgleichen zu können; sehen Sie meinen Sohn!", spürte er eine kalte Hand in der seinen, blickte den neuen Herzog von Nivron an, glaubte einen Toten zu sehen und stieß einen Schreckensschrei aus, der die Versammlung erschauern ließ.

Beauvouloir eilte die Stufen empor; er nahm den Jüngling

in die Arme und trug ihn fort, nicht ohne seinem Herrn noch zuzuflüstern:

„Ihr habt ihn getötet, weil Ihr ihn nicht auf die Zeremonien vorbereitet habt . . .“

„Wird er etwa keine Kinder haben können, wenn es so um ihn steht!“ rief der Herzog. Er war Beauvouloir in das Prunkgemach gefolgt, wo der Arzt den jungen Erben bettete.

„Nun, Meister! Nun!“ fragte der Vater voll Angst.

„Es hat nichts zu bedeuten,“ antwortete der alte Diener und wies seinem Herrn den wiederbelebten Etienne. Er hatte ihm auf Zucker ein paar Tröpfchen eines Kordials geträufelt, das den Apothekern mit Gold aufgewogen wurde.

„Nimm, alter Schelm,“ sagte der greise Gebieter und reichte Beauvouloir seine Börse, „und pfleg' ihn wie den Königssohn! Wenn er durch deine Schuld stirbt, brate ich dich eigenhändig auf dem Rost . . .“

„Wenn Ihr so heftig fortfahrt, werdet Ihr selber den Herzog von Nivron umbringen,“ sagte der Arzt ungeduldig zu dem Herrn; „laßt ihn, er schläft jetzt ein.“

„Gute Nacht, mein Teurer,“ sagte der Herzog und küßte seinen Sohn auf die Stirn.

„Gute Nacht, mein Vater,“ antwortete der Jüngling, dessen Stimme den Herzog erbeben ließ; zum erstenmal nannte Etienne ihn Vater.

Der Herzog nahm Beauvouloir beim Arm und führte ihn in den Erker des anstoßenden Saales.

„Du weißt,“ nahm der Herzog das Wort, „daß ich dein Bestes will. Du hast zweimal meiner armen Jeanne beigestanden, du hast meinen Sohn Maximilien von schwerer Krankheit geheilt, du bist ein Teil unseres Hauses geworden. Der arme

Junge! Ich werde ihn rächen; seinen Mörder nehm' ich auf mich! — Die ganze Zukunft des Hauses d'Hérouville liegt nun in deinen Händen. Ich will diesen Sohn ohne Zögern verheiraten. Du allein weißt, ob in diesem Embryo Stoff für neue Hérouvilles vorhanden ist ... Du verstehst mich. Was meinst du!"

„Sein Leben am Meeresstrand war so keusch und so rein, daß seine Natur gesünder ist, als wenn er in Eurer Welt gelebt hätte; aber ein so zarter Körper ist der unterwürfigste Diener der Seele. Der Herr Etienne soll sich selbst eine Frau erwählen, denn alles in ihm ist das Werk der Natur und nicht das Eurer Absichten. Er wird kindlich lieben und aus Herzenswunsch tun, was Ihr wünscht, daß er für Euren Namen tue. Gebt Ihr Eurem Sohn eine große Dame wie ein aufgeschirrtes Paderoß zur Frau, so wird er fliehen und sich in seinen Felsen verbergen. Und ich glaube, ebenso sicher als ihn ein lebhafter Schreck töten würde, könnte ihn ein zu plötzliches Glück zerschmettern. Um diesem Unheil wirksam entgegenzutreten, ist meine Meinung, daß man Etienne nach Wohlgefallen den Weg der Liebe gehen läßt. Hört mich, Herr, obgleich Ihr ein großer und mächtiger Fürst seid, versteht Ihr von diesen Dingen nichts. Schenkt mir Euer ganzes Vertrauen, ohne Grenzen, und Ihr sollt einen Enkelsohn haben."

„Wenn ich einen Enkel durch was immer für Zauberkünste erlange, lasse ich dich adeln. Ja, trotzdem es schwer halten wird, — du alter Schelm sollst noch ein Edelmann werden, Beauvouloir, Baron de Forcalier. Verwende grünes und getrocknetes Kraut, die weiße und die schwarze Magie, die neuntägige Andacht oder den Hexensabbat, — wenn du mir männliche Nachkommen verschaffst, ist mir alles recht."

„Ich kenne einen Hexenmeister, der imstande ist, alles zu verderben; das ist niemand anderer als Ihr selbst, gnädiger Herr," sagte Beauvouloir. „Ich kenne Euch. Heute wünscht Ihr um jeden Preis Nachkommenschaft; morgen schon werdet Ihr die Bedingungen einschränken, unter denen diese Erben kommen sollen, und Ihr werdet Euren Sohn quälen . . ."

„Gott behüte!"

„Nun wohlan, am Hof geht jetzt alles drunter und drüber, da der König sich ermannt hat und der Marschall ermordet ist; geht hin, Ihr habt dort Geschäfte; und wäre es nur das, Euch den Marschallstab verleihen zu lassen, der Euch versprochen ist. Überlaßt den Herrn Etienne meiner Leitung. Aber gebt mir Euer Edelmannswort, daß Ihr alles gutheißt, was immer ich tue."

Der Herzog schlug in die Hand des Greises, zum Zeichen seines völligen Einverständnisses, und zog sich in seine Gemächer zurück.

Wenn die Tage eines hohen und mächtigen Herrn gezählt sind, spielt der Arzt eine wichtige Rolle im Haus. Darum muß man sich nicht wundern, daß der ehemalige Einrenker so vertraulich mit dem Herzog sprach. Abgesehen von den illegitimen Banden, durch die Beauvouloirs Heirat ihn diesem mächtigen Haus verknüpft hatte und die ihm zugute kamen, hatte der Herzog das bedeutende Wissen dieses Mannes so oft erprobt, daß er ihn zu seinem liebsten Ratgeber machte. Beauvouloir war der Coyctier dieses Ludwig XI. Aber so hoch die Wissenschaft des Arztes auch geschätzt wurde, — sein Einfluß war doch nicht so stark wie der des Feudalismus auf den Herzog, in dem noch immer die Wildheit der Religionskriege atmete. Beauvouloir erriet auch, daß die Vorurteile des Edelmannes die Werke des Vaters zerstören würden.

Als großer Arzt, der er war, begriff er, daß bei einem so empfindlich gebildeten Geschöpf wie Etienne die Heirat eine langsame, sanfte Eingebung sein müßte, die ihm mit dem belebenden Feuer der Liebe neue Kräfte zuführte. Etienne eine Frau aufdringen, hieß ihn töten. Vor allem mußte man vermeiden, diesen jungen Sonderling mit der Heirat zu schrecken, von der er nichts begriff und die er als das Ziel von seines Vaters Wünschen kannte. Dieser unbewußte Dichter wußte nur von der edlen und schönen Leidenschaft Petrarcas für Laura, Dantes für Beatrice. Wie seine Mutter war er ganz reine Liebe, ganz Seele, man sollte ihm Gelegenheit zum Lieben geben, die Ereignisse abwarten und nicht befehlen; ein Befehl hätte seine Lebensquellen versiegen lassen.

Meister Beauvouloir war Vater, er hatte eine Tochter, die so aufgewachsen war, daß sie zur Frau Etiennes wie geschaffen schien. Es war viel zu schwer, die Begebenheiten vorauszusehen, die aus einem vom Vater der Kirche gelobten Kinde den künftigen Erben des Hauses d'Hérouville machen würden, als daß Beauvouloir je die Ähnlichkeit der Geschicke Etiennes und Gabrielles beachtet hätte.

Der Gedanke, der ihn plötzlich durchfuhr, stammte eher von seiner Liebe zu diesen beiden Wesen als von seinem Ehrgeiz.

Trotz seiner ärztlichen Kunst war seine Frau im Wochenbett gestorben; sie hinterließ ihm eine Tochter, deren Gesundheit so schwach war, daß er meinte, die Mutter habe ihr den Todeskeim vererbt. Beauvouloir liebte seine Gabrielle wie alle Greise ihre einzigen Kinder. Seine Wissenschaft und seine beständige Sorgfalt verliehen dem gebrechlich zarten Geschöpf ein künstliches Leben, das er pflegte wie der Gärtner eine kostbare fremde Treibhauspflanze. Allen Blicken fern, wuchs die Tochter auf

seinem Gut Forcalier auf, liebreich beschützt von dem allgemeinen Wohlwollen, das ihr Vater genoß; denn fast jeder war ihm verpflichtet, und die Macht seiner Wissenschaft flößte dem Volk einen ehrfürchtigen Schauder ein. Als er sich an das Haus d'Hérouville anschloß, erhöhte er die Sicherheit, deren er sich in der Provinz erfreute, und vereitelte die Verfolgungen seiner Feinde durch die gefürchtete Stellung beim Gouverneur; aber er hütete sich wohl, als er aufs Schloß kam, die Blume mitzubringen, die er verborgen in Forcalier hegte — dieser Besitzung, die durch ihre Ländereien hervorragender war als durch ihre Bewohner, und auf die er rechnete, um seiner Tochter einst eine Stellung nach seinen Wünschen zu schaffen. Nun, als er dem alten Herzog Nachkommen versprach, als er ihm das Wort abnahm, alle seine Maßnahmen gutzuheißen, dachte er jählings an Gabrielle, dieses sanfte Kind, deren Mutter vom Herzog vergessen war, wie er seinen Sohn Etienne vergessen hatte.

Er wartete die Abreise des Herrn ab, bevor er an die Ausführung seines Planes ging, denn er sah wohl voraus, daß die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich einem günstigen Resultat entgegenstellten, sobald der Herzog davon erführe, von vornherein unübersteiglich waren.

Das Haus Meister Beauvouloirs lag gegen Mittag auf dem Abhang eines der sanften Hügel, welche die Täler der Normandie einschließen; ein dichter Wald schützte es gegen Norden; hohe Mauern, Basteien mit tiefen Gräben bildeten einen undurchdringlichen Gürtel. Der Garten stieg sanft geneigt bis zum Fluß hinab, der die Pflanzen des Tales bespülte und dessen hohe Böschung, von einer doppelten Hecke bewachsen, einen natürlichen Kai bildete. Durch die Hecke führte ein geheimer Weg den Windungen der Wasser entlang, von Weiden, Bu-

chen und Eichen so dicht wie ein schmaler Waldpfad bestanden. Vom Haus bis zu diesem Bollwerk breitete sich das grünende Gebüsch jener üppigen Gegend gleich einem herrlichen Gewebe in tausend Farbentönungen, das der Baumwall beschattete: hier hoben sich die silbrigen Tinten einer Weide von dem dunkeln Grün der Fichten ab; dort reckte vor einer Gruppe alter Eichen eine schlanke Pappel ihren immer bewegten Wipfel hoch in die Luft; ein wenig weiter senkten Trauerweiden ihre fahlen Blätter zwischen den runden Kuppeln der Nußbäume. Durch diesen Baumbestand konnte man zu jeder Tageszeit zur Böschung niedersteigen, ohne die Strahlen der Sonne zu fürchten.

Die Fassade, vor der sich das gelbe Band einer sandbestreuten Terrasse entrollte, beschattete eine Baumreihe. Frohe Kletterpflanzen umwanden die Stämme, die im Mai ihre Blüten bis in die Fenster des ersten Stockwerks streuten. Ohne daß der Garten ungewöhnlich groß gewesen wäre, erschien er doch so, durch die Art seiner Anlage. Von den Aussichtspunkten auf den Höhen des Besitzes schweifte das Auge frei ins Tal. Nach ihrem Gefallen konnte Gabrielle im Dickicht die Einsamkeit genießen, ohne etwas anderes zu sehen, als den dichten Rasen und die Himmelsbläue zwischen den Baumwipfeln, oder in weite Fernen blicken, die Waldlinien verfolgen, die, zuerst so glänzend grün, am Rand des Horizontes im blauen Ozean der Luft zerflossen.

Von der Großmutter betreut und von einer Amme bedient, verließ Gabrielle dieses bescheidene Heim nur, um die Pfarrkirche aufzusuchen, deren Glockenturm vom Hügel aus zu sehen war; die Großmutter, die Amme und der Diener ihres Vaters begleiteten sie stets.

Sie hatte nun ihr siebzehntes Jahr in jener süßen Unwissenheit erreicht, die damals nicht auffällig war, da Bücher selten und unterrichtete Frauen Ausnahmeerscheinungen waren. Das Haus glich einem Kloster, wo sie unter den Augen einer frommen alten Frau und unter dem Schutz ihres Vaters erwuchs, des einzigen Mannes, den sie je gesehen hatte. Diese tiefe Einsamkeit, die die ersichtliche Zartheit ihres Körpers von Geburt an forderte, erhielt Beauvouloir sorgsam aufrecht. Und in dem Maße, als Gabrielle heranwuchs, hatte die Fürsorge, die ihr zuteil wurde, und die reine starke Luft ihre gebrechliche Gesundheit wirklich gefestigt. Nichtsdestoweniger konnte sich der wissende Arzt nicht über den Perlmutterglanz ihrer Augen täuschen, der sich bald verdunkelte oder fiebrig schimmerte, je nach den Gemütsbewegungen, die sie empfand: die Schwäche des Körpers und die Kraft der Seele verkündigten sich hier durch Zeichen, die er erkannte. Überdies ließ ihn Gabrielles himmlische Schönheit die in jener Zeit nicht ungewöhnlichen Nachstellungen und Gewalttätigkeiten fürchten.

Tausend Gründe rieten also dem sorgenden Vater, das Dunkel um sein Kind zu verdichten und die Einsamkeit möglichst weit um Gabrielle auszudehnen, deren überzartes Empfinden ihn erschreckte: eine Leidenschaft, eine Entführung, irgendein Angriff hätte sie ihm auf den Tod verwundet. Obgleich seine Tochter selten einen Tadel hörte, erschütterte sie ein Wort des Vorwurfs tief; sie bewahrte es in der Tiefe ihres Herzens, ließ sich davon durchdringen und versank in schwere Melancholien; sie begann zu weinen und weinte lange. Ihre seelische Erziehung erforderte nicht geringere Sorgen als die ihres Körpers. Der alte Arzt mußte darauf verzichten, ihr die Märchen zu erzählen, die Kinder sonst entzücken; ihre Eindrücke waren zu heftig.

Seine lange Praxis hatte ihn weise gemacht, und er suchte vor allem ihren Körper zu kräftigen, damit dieser der leidenschaftlichen Seele gewachsen sei.

Gabrielle war sein ganzes Leben, seine Liebe, seine einzige Erbin, und er zögerte nie, sich alle Dinge zu verschaffen, von deren Zusammenwirken er ein günstiges Resultat erhoffte. Er verbannte sorgfältig Bücher, Gemälde, Musik, alle Schöpfungen der Kunst, die ihre schlummernden Gefühle wecken konnten. Mit Hilfe seiner Mutter versuchte er Gabrielle für Handarbeiten zu interessieren. Sticken, Nähen, Spitzenklöppeln, die Pflege der Blumen, die häuslichen Geschäfte, die Obsternte, — mit einem Worte, die materiellsten Beschäftigungen des Lebens waren dem Geist des reizenden Kindes zur Weide gegeben; Beauvouloir brachte ihr schöne Spinnräder, gut gearbeitete Truhen, reiche Teppiche, Töpfereien des Bernard Palissy, Tische, Betstühle, geschnitzte und mit kostbaren Stoffen bezogene Sessel, zierlich gestickte Wäsche, Juwelen. Mit dem Instinkt des Vaters wählte er seine Geschenke stets unter Gegenständen, die phantastisch mit Arabesken verziert waren, diesen Ornamenten, die weder zur Seele noch zu den Sinnen sprechen, sondern allein zum Geist, da sie Schöpfungen der reinen Phantasie sind.

Auf solche Weise — wie seltsam! — bereitete die Liebe dieses Vaters Gabrielle dasselbe Leben, das der Haß eines Vaters Etienne aufgezwungen hatte. Bei dem einen wie bei dem anderen der beiden Kinder bildete die Seele eine Gefahr für den Körper; und ohne die tiefe Einsamkeit, die hier der Zufall und da die Wissenschaft geboten hatte, mußten beide erliegen — er dem Schrecken und sie dem Gewicht einer allzu heftigen Neigung.

Aber ach! Gabrielle hätte in einem dürren Heideland geboren werden sollen, an der Brust einer kargen Natur, wie sie die großen Maler ihren Madonnen zum Hintergrunde geben, und statt dessen lebte sie in einem fruchtbaren, blühenden Tal. Beauvouloir konnte die lieblichen Haine nicht zerstören, nicht die rankenden Blumengewinde, die weiche Frische des grünen Teppichs. Diese lebenden Gedichte hatten ihre Sprache, die Gabrielle früher empfand als begriff; in ihrem Schatten gab sie sich unklaren Träumereien hin. Sie kannte die Stimmungen aller Jahreszeiten und die Veränderungen dieser Meeresatmosphäre, wo Englands Nebel sich lösen und die Klarheit Frankreichs beginnt, und durch ihre brauenden Gedanken drang ein fernes Licht gleich einem Morgenrot durch die Dämmerungen, die ihr Vater künstlich um sie erhielt.

Auch hatte Beauvouloir Gabrielle nicht dem Einfluß der göttlichen Liebe entziehen können; sie verband mit ihrer Bewunderung der Natur die Anbetung des Schöpfers; ihre weiblichen Gefühle befreiten sich durch den ersten Ausweg, der ihnen geöffnet ward: sie liebte Gott, sie liebte Jesus, die Jungfrau und die Heiligen, sie liebte die Kirche und ihren Prunk; sie war Katholikin nach Art der heiligen Thereſe, die in Jesus ihren untrüglichen Bräutigam sah, eine ewigwährende Hochzeit. Aber Gabrielle gab sich dieser Leidenschaft starker Seelen mit so rührender Einfachheit hin, daß sie den ärgsten Zynismus durch die kindliche Naivität ihres Wesens entwaffnet hätte.

Wohin führte dieses Leben der Unschuld Gabrielle! Wie sollte man ihren Geist für die Welt bilden, ihren Geist, der so klar war wie das Wasser eines stillen Sees, das noch nichts gespiegelt hat als den Azur des Himmels! Was für Bilder sollte man auf diese weiße Leinwand malen! Um welchen Baum

die weißen Glöckchen dieser Winde ranken! Niemals stellte sich der Vater ohne innerlichen Schauer jene Fragen.

Eben jetzt trottete der gute alte Gelehrte langsam auf seiner Mauleselin dahin, als ob er den Weg zwischen dem Schloß von Hérouville und Ourscamp ewig dehnen wollte. Ourscamp hieß das Dorf, bei welchem sein Gut Forcalier lag. Die unendliche Liebe zu seiner Tochter hatte ihn einen so kühnen Plan fassen lassen! Ein einziges Wesen in der Welt konnte sie glücklich machen, und das war Etienne.

Sicherlich, der engelgleiche Sohn von Jeanne de Saint-Savin und die keusche Tochter Gertrude Maranas waren Zwillingsgeschöpfe. Jede andere Frau als Gabrielle hätte den zukünftigen Erben des Hauses d'Hérouville entsetzt und getötet; ebenso wie Beauvouloir überzeugt war, daß jeder Mann, dessen Gefühl und Äußeres nicht die jünglingshafte Zartheit Etiennes besaß, eine Lebensgefahr für Gabrielle bedeutete. Der arme Arzt hatte sicherlich nie daran gedacht; der Zufall schuf diese beiden füreinander und führte sie zusammen.

Aber, welches Wagnis unter der Regierung Ludwigs XIII., den Herzog von Hérouville dazu bringen zu wollen, daß er seinen einzigen Sohn mit der Tochter eines normannischen „Einrenkers" verheirate! Und doch konnte einzig aus dieser Verbindung die Nachkommenschaft entstehen, die der Herzog so gebieterisch verlangte. Die Natur hatte die beiden schönen Geschöpfe füreinander bestimmt, Gott hatte sie durch eine unglaubliche Verkettung der Ereignisse einander nahegebracht, während menschliche Gesetze zwischen ihnen unüberwindliche Hindernisse aufrichteten. Obgleich der Greis Gottes Finger zu erkennen glaubte, und trotzdem er das Wort des Herzogs hatte, ergriffen ihn so heftige Befürchtungen, wenn er der Ge-

walttätigkeit dieſes zügelloſen Charakters gedachte, daß er von ſeinem Vorhaben abzuſtehen gedachte, als er, auf dem Hügel von Ourscamp angelangt, den Rauch erblickte, der ſich zwiſchen den Bäumen ſeines Gehöftes über dem Dache erhob.

Schließlich entſchied er ſich aber doch, im Hinblick auf ſeine illegitime Verwandtſchaft, deren Erwägung den Geiſt ſeines Gebieters vielleicht günſtig beeinfluſſen konnte. Und nun, da er ſich entſchloſſen hatte, gewann Beauvouloir Zutrauen zu den Zufällen des Lebens; es konnte geſchehen, daß der Herzog vor der Hochzeit ſtarb, und im übrigen rechnete er auf die Beiſpiele: eine Bäuerin der Dauphiné, Françoiſe Mignot, hatte eben den Marſchall de l'Hôpital geheiratet; der Sohn des Connetable Anne de Montmorency hatte ſich mit Diane vermählt, der Tochter Heinrichs II. und einer piemonteſiſchen Dame namens Philippe Duc.

Während dieſer Überlegung, da die Vaterliebe alle Möglichkeiten erwog und jedes Für und Wider, erging ſich Gabrielle im Garten und pflückte Blumen zum Schmuck der Vaſe jenes berühmten Meiſters, der aus Email Kunſtwerke ſchuf, wie einſt Benvenuto Cellini aus Metall. Gabrielle hatte die Vaſe mit ihrem Relief von Tieren auf den Tiſch geſetzt und füllte ſie mit Blumen, um ihre Großmutter zu erfreuen und vielleicht auch um ihren eigenen Gedanken Geſtalt zu verleihen. Die große Fayencevaſe aus Limoges war gefüllt; ſie ſtand auf dem reichen Teppich des Tiſches in der Mitte des Zimmers, und eben ſagte Gabrielle zu ihrer Großmutter: „Seht doch!!“ als Beauvouloir eintrat.

Die Tochter warf ſich in die Arme des Vaters. Nach den erſten Zärtlichkeiten wollte Gabrielle, daß der Greis die Blumen bewundere; aber nachdem er ſeine Tochter angeſehen

hatte, senkte er einen tiefen Blick in ihre Augen, der sie erröten ließ.

„Es ist an der Zeit!“ sagte er sich und begriff plötzlich die Sprache dieser Blumen, deren jede offenbar nach Form und Farbe sorgfältig ausgewählt war, so einzig war jede an ihrem Platz, die zauberhafte Wirkung des Straußes zu vollenden.

Gabrielle stand schweigend da. Beim Anblick seiner Tochter feuchtete eine Träne Beauvouloirs Auge und rollte über seine Wange herab. Er warf seinen Filz mit der alten roten Feder von sich und strich sich durchs Haar. Hier im Saal mit dem braunen Gebälk, der Lederverkleidung und den Ebenholzmöbeln, den Vorhängen aus schwerer Seide und dem hohen Kamin, — hier im gedämpften Tageslicht betrachtete er nochmals sein Kind; jetzt war sie noch ganz sein. Der arme Vater fühlte Tränen in den Augen und trocknete sie.

Wer sein Kind liebt, möchte es immer so als Kind erhalten; wer ohne tiefen Schmerz seine Tochter einem Manne übergeben kann, steigt nicht zu höheren Welten auf, er steigt abwärts in die tiefsten Niederungen.

„Was fehlt Euch, mein Sohn?“ fragte die alte Mutter, indes sie ihre Brille abnahm und, da sie die gewohnte Fröhlichkeit des guten Mannes vermißte, nach dem Grund dieses überraschenden Schweigens suchte.

Der alternde Mann deutete auf seine Tochter, und die Mutter nickte zufrieden mit dem Kopf, als wollte sie sagen: „Ja, ja, sie ist reizend.“

Wer hätte angesichts des jungen Mädchens, das da in der Tracht der Zeit und in dem frischen normannischen Tag lieblich anzusehen war, nicht Beauvouloirs Rührung empfunden!

Gabrielle trug das vorne spitz und rückwärts viereckig aus-

geschnittene Mieder, das fast alle italienischen Maler ihren Heiligen und Madonnen gegeben haben. Dieses reiche Mieder aus himmelblauem Samt hob ihre zarten Formen leicht hervor; es zeichnete Schultern, Rücken und Taille wie ein geschickter Künstler und schloß am Halse mit einer hellbraunen Seidenstickerei den Ausschnitt, der genug sehen ließ, um die Schönheit des Mädchens zu zeigen, aber zu wenig, um den Wunsch zu erwecken. Ein hellbrauner Rock setzte die vom Mieder angegebenen Linien ihres Körpers fort und fiel in zarten, flachen Falten bis auf die Füße. Die Gestalt war so schlank, daß Gabrielle groß erschien. Ihr zarter Arm hing schlaff herunter; ihre ganze Haltung drückte tiefe Versunkenheit aus. In dieser Stellung glich sie einem kindlichen Meisterwerke der Plastik im Geschmack jener Zeit, an denen wir die Süßigkeit der geraden, doch nicht harten Linien bewundern und die Geschlossenheit der Zeichnung, die doch voller Lebendigkeit ist. Ihre Formen waren so fein modelliert wie die Silhouette einer Schwalbe, die am Abend an das Fenster streift.

Gabriellens Antlitz war zart geschnitten, ohne kleinlich zu wirken; an Hals und Stirn verzweigten sich bläuliche Adern und schufen eine Tönung wie jene des Achats, einen so durchsichtigen Teint, daß man meinte, das Blut durch die Adern rinnen zu sehen. Die außerordentlich weiße Haut war an den Wangen zart rosig überhaucht. Ihre blonden Haare fielen unter einem blauen, perlenbestickten Samthäubchen gleich zwei goldenen Bächen die Schläfen herab und spielten in Ringeln über ihre Schultern, ohne sie doch zu verdecken. Die warme Farbe des seidigen Haares belebte die blendende Weiße des Halses und verklärte durch seinen Widerschein das klare Antlitz. Die mandelförmigen Augen waren von schweren Lidern bedeckt; sie

glänzten in einem sanften Perlengrau, und ihre Reinheit überstrahlte die Leidenschaft. Die gerade Nasenlinie hätte kalt erscheinen können, wie eine stählerne Klinge, wären die rosigen Nüstern nicht gewesen, deren Lebhaftigkeit in Widerspruch stand zu der Keuschheit der träumenden Stirn, die manchmal ein Staunen spiegelte, manchmal ein Lächeln und stets den Ausdruck edler Unberührtheit trug. Zwischen zwei Haartuffen lugte das kleine Ohr hervor; ein länglicher Rubin schimmerte daran, dessen Rot sich leuchtend über den milchweißen Hals ergoß. Das war nicht die normannische Schönheit, die so überquellend üppig ist, nicht die südliche Schönheit, der erst die Leidenschaft ihren rechten Glanz verleiht, nicht die französische Schönheit, die zart und flüchtig ist wie ihr Ausdruck, nicht die kühle, schwermütige Schönheit des Nordens: es war die seraphische tiefe Schönheit der katholischen Kirche, die geschmeidig und starr, streng und zärtlich zugleich ist.

„Wo gibt es eine schönere Herzogin!" fragte sich Beauvouloir, indes er sich an Gabriellens Anblick weidete; leicht vorgeneigt, verfolgte sie mit den Augen den Flug eines Vogels, und man konnte sie nur einer Gazelle vergleichen, die dem Murmeln des Wassers lauschte, an dem sie ruhen will.

„Komm, setze dich zu mir," sagte Beauvouloir und machte ihr ein Zeichen, daß es sich um eine vertraute Unterredung handle.

Gabrielle begriff und kam. Gazellenzart setzte sie sich auf ihres Vaters Knie und legte den Arm um seinen Hals.

„Woran hast du gedacht, als du die Blumen pflücktest! Nie hast du sie so schön gebunden!"

„An vielerlei. Als ich die Blumen bewunderte, die zu unserer Freude geschaffen sind, da fragte ich mich, für wen, zu wessen

Freude wir denn geschaffen seien; wer die Geschöpfe sind, die uns so anblicken. Sie sind mein Vater, Ihnen kann ich sagen, was in mir vorgeht; Sie sind so klug, Sie werden mir alles erklären. Ich fühle in mir etwas wie eine Kraft, die sich erproben will; ich kämpfe gegen irgend etwas. Ist der Himmel grau und trüb, so bin ich ziemlich zufrieden; ich bin traurig, aber ruhig. Wenn es schön ist und die Blumen duften und ich sitze auf meiner Bank zwischen Geißblatt und Jasmin, dann stürmt es auf in mir wie Wogen, die an meiner Unbeweglichkeit zerschellen. Gedanken klopfen an meine Stirn und entfliehen, wie die Nachtvögel an unseren Fensterscheiben, — ich kann sie nicht zurückhalten. Und nun, wenn ich einen Strauß winde, in abgetönten Farben wie eine Stickerei, in der rot und weiß und grün und braun sich kreuzen, wenn er überreich quillt und die Luft darin spielt, daß die Blumen sich zueinander neigen, und ein Gewirr von Düften, ein Durcheinander von Kelchen sich darbietet, ist es mir, als wäre ich so glücklich, alles zu begreifen, was in mir vorgeht. In der Kirche, wenn die Orgel spielt und der Priester antwortet, wenn zwei Harmonien Zwiesprache miteinander führen, die menschlichen Stimmen und die Musik, ja, dann bin ich ruhig und froh, die Harmonien erfüllen meine Brust, ich bete mit einer Wonne, die mein Blut belebt . . ."

Beauvouloir senkte seinen durchdringenden Blick in das Auge der Tochter, während sie sprach; so heftig stürmten die Gedanken durch seinen Kopf, daß sein Blick stumpf erschien, wie das Wasser einer Kaskade unbeweglich scheint. Er suchte den Körper, die Hülle zu durchdringen, die ihm das geheime Wirken verbarg, das die Seele auf die Leibesbildung ausübt; er gedachte aller Symptome, die er während seiner langen Praxis

beobachtet hatte, und verglich sie mit den Symptomen dieses zerbrechlichen Körpers, dessen überzarter Knochenbau und durchscheinende Milchweiße ihn erzittern ließ; er suchte alles, was er erforscht und erfahren hatte, zugunsten der Zukunft dieses engelgleichen Kindes anzuwenden, und ein Schwindelgefühl überkam ihn, als stände er an einem Abgrund; Gabriellens allzu schmale Brust, ihre Stimme, die allzusehr zitterte, beunruhigten ihn tief, und er prüfte sich nun selbst, nachdem er sie geprüft hatte.

„Du leidest hier!" rief er endlich, zu einer letzten Schlußfolgerung gekommen, darin sein Nachdenken gipfelte.

Sie neigte sanft den Kopf.

„In Gottes Namen denn," sagte der Greis und seufzte auf. „Ich bringe dich aufs Schloß von Hérouville; du kannst dort Seebäder nehmen, die dich stärken werden."

„Ist es denn auch wahr, mein Vater! Spotten Sie Ihrer Gabrielle nicht! Oh, ich habe es mir so sehr gewünscht, das Schloß zu sehen, die Kriegsleute, die Offiziere und den gnädigen Herrn!"

„Ja, mein Kind, deine Amme und Jean werden dich begleiten."

„Bald, Vater, bald!"

„Morgen," sagte der Greis und schritt in den Garten hinaus, um der Mutter und Gabrielle seine Ergriffenheit zu verbergen.

„Gott ist mein Zeuge," rief er, „daß kein einziger ehrgeiziger Gedanke mich so handeln läßt. Mein Kind zu retten, den armen jungen Etienne glücklich zu machen, das allein sind meine Beweggründe!"

Wenn er sich selbst so hart befragte, so geschah es, weil er

im Grunde eine nicht zu unterdrückende Freude empfand, Gabrielle dereinst als Herzogin zu sehen, wenn sein Plan gelingen sollte. Auch ein Vater ist nur ein Mensch. Er erging sich lange, kehrte zum Abendbrot heim und hing den ganzen Abend mit verliebten Augen an seiner Tochter, die eine sanfte, unbestimmbare Poesie umgab.

Als die Großmutter, die Amme, der Arzt und Gabrielle vor dem Schlafengehen zum Abendgebet niederknieten, sagte er:

„Flehen wir zu Gott, daß er mein Unternehmen segne."

Der Großmutter, die das Vorhaben ihres Sohnes kannte, feuchteten sich die Augen von letzten Tränen, die ihr noch geblieben. Die neugierige Gabrielle war über und über rot vor Glück. Der Vater bebte, so sehr fürchtete er eine Katastrophe.

„Was auch kommen möge," sagte die Alte, „fürchte dich nicht, Antoine. Der Herzog wird seine Enkelin nicht töten!"

„Nein, aber er kann sie zwingen, irgendeinen alten Haudegen von Baron zu heiraten, der sie uns umbringt."

Am nächsten Morgen zog eine kleine Karawane zum Schloß von Hérouville: Gabrielle auf einem Esel, gefolgt von ihrer Amme, die zu Fuß ging, ihr Vater, der die Mauleselin ritt, und der Knecht, der zwei gepäckbeladene Pferde am Zügel führte; sie erreichten das Schloß erst, als die Sonne zur Rüste ging.

Um die Reise geheimzuhalten, war Beauvouloir am frühen Morgen aufgebrochen und hatte Umwege gewählt; auch hatten sie Vorräte mitgenommen, um sich nicht in den Wirtschaften zeigen zu müssen. Sie erreichten also, von den Schloßleuten unbemerkt, zur Nacht das Häuschen, das das verfluchte Kind so lange bewohnt hatte; Bertrand, der einzige, dem sich Beauvouloir anvertraut hatte, erwartete sie. Der alte Stallmeister half dem Arzt, der Amme und dem Knecht die Pferde abzu-

laden und Beauvouloirs Tochter in Etiennes Wohnung einzurichten. Als Bertrand Gabrielle erblickte, blieb er wie angewurzelt stehen.

„Die gnädige Frau! Es ist, als ob man die gnädige Frau sähe!“ rief er aus. „Sie ist zart und leicht wie sie; sie hat ihre blassen Farben und ihr blondes Haar; der Herzog wird sie lieben!“

„Gebe es Gott,“ sagte Beauvouloir. „Aber wird er sein Blut anerkennen, da auch das meine in ihr fließt!“

„Er kann sie durchaus nicht verleugnen,“ sagte Bertrand. „Ich habe ihn oft an der Pforte der schönen Römerin erwartet, die in der Straße der heiligen Katharina wohnte. Er hat den Kardinal von Lothringen gezwungen, sie ihm zu überlassen; einmal hat er ihn sogar, als er von ihr kam, mißhandelt. Der gnädige Herr, der damals zwanzig Jahre und hochgemut war, wird sich des Überfalles noch wohl erinnern; er war schon damals sehr kühn!“

„Er denkt nicht mehr an all das,“ sagte Beauvouloir, „er weiß, daß meine Frau tot ist, aber er weiß kaum, daß ich eine Tochter habe!“

„Zwei alte Haudegen wie wir werden die Geschichte schon in die rechten Wege leiten. Und schließlich, wenn der Herzog sich ärgert und sich an unseren Gerippen vergreift — nun, wir haben unsere Zeit hinter uns!“

Vor seiner Abreise hatte der Herzog von Hérouville unter Androhung der strengsten Strafen den Schloßleuten verboten, die Düne zu betreten, wo Etienne seine Kindheit verbracht hatte, wenn nicht der Herzog von Nivron selbst Begleitung verlangte. Beauvouloir war es, der den Befehl veranlaßt hatte, indem er dem Herzog klar machte, daß Etienne Herr seiner Ge-

wohnheiten bleiben müsse; und dieser Befehl verbürgte Gabrielle und ihrer Amme ein sicheres Gebiet, das sie nie ohne die Erlaubnis des Arztes verlassen durften.

Während der letzten zwei Tage hatte Etienne das prunkende Schlafgemach nicht verlassen, wo ihn so süße und schmerzliche Erinnerungen banden. In diesem Bette hatte seine Mutter geruht; hier spielte sich die traurige Szene seiner Geburt ab, als Beauvouloir zwei Leben rettete; diesem Hausgerät hatte sie ihre Gedanken anvertraut, hatte sich seiner bedient, ihre Augen waren über die Vorhänge geirrt, und wie oft war sie hier an das Fenster geeilt, um ihr armes Kind mit einem Schrei, einem Zeichen zu rufen, — ihr verstoßenes Kind, das nun unumschränkter Herr des Schlosses war! Jetzt war er allein in dem Zimmer, in das er nur einmal und nur verstohlen geschlichen war, — damals, als ihn Beauvouloir hereinholte, um seiner sterbenden Mutter den letzten Kuß zu geben; hier lebte sie ihm wieder auf, sprach zu ihm, und er hörte ihr zu; er trank aus jener Quelle, die nie versiegt, und aus der so viele Gesänge strömten, gleich den Klageliedern Jeremiä.

Am nächsten Morgen besuchte Beauvouloir seinen Herrn und schalt ihn sanft, daß er das Zimmer nicht verlassen hatte und nun an Stelle seines Lebens in freier Luft das eines Gefangenen führen wolle.

„Hier ist Raum genug," antwortete Etienne, „hier ist die Seele meiner Mutter."

Der Arzt erreichte jedoch durch sanftes, liebevoll eindringliches Zureden Etiennes Versprechen, daß er täglich an der Meeresküste oder in den umliegenden Hainen, die er noch nicht kannte, frische Luft schöpfen wolle.

Trotzdem blieb Etienne am nächsten Tag, in seinen Erinne-

rungen befangen, bis zum Abend am Fenster und sah auf das Meer hinaus; und seltsame Stimmungen kamen ihm, so daß er glaubte, es nie so schön gesehen zu haben. In seine Betrachtungen hinein nahm er den Petrarca zur Hand, einen seiner Lieblingsdichter. Petrarcas Poesie sprach ihn am meisten an, durch die Beständigkeit einer Liebe, die nur einem einzigen Herzen gehörte. Etienne hatte in sich nur Raum für eine Leidenschaft, er konnte nur auf eine Weise lieben, ein einziges Mal. Und war diese Liebe tief wie alles, was wahrhaftig ist, so mußte sie auch still in ihren Äußerungen sein, süß und klar, wie die Sonette des italienischen Dichters.

Als die Dämmerung sank, begann das Kind der Einsamkeit mit jener wunderbaren Stimme zu singen, die sich selbst an den tauben Ohren seines Vaters wie eine Hoffnung offenbarte. Er sang seine Schwermut, indem er, nach Art der Nachtigall, dieselbe Melodie öfters variierte. Diese Weise, die dem verstorbenen König Heinrich IV. zugeschrieben wurde, war nicht das „Lied der Gabrielle", sondern viel wertvoller, sowohl im Hinblick auf die Worte, als auf die Melodie und den Ausdruck der Zärtlichkeit; die Bewunderer der alten Zeit erkennen an der Art, wie die Worte gesetzt waren, den großen König; die Weise lieh ihre Melodie sicherlich von den Reigen, die seine Kindheit in den Bergen von Béarn gewiegt hatten:

Aurora, neige dich,
Nach dir rufe ich;
Selig, wenn du erstrahlst!
Die Schäferin,
Der ich eigen bin,
Ist rosig, wie du dich malst

In Morgenfrische.
Die Rosenbüsche
Sind ärmer an Duft und Licht,
Der weichste Flaum,
Er gleicht dir kaum,
Und die Lilie beschämt dich nicht.

Nachdem Etienne sein Herz so kindlich erleichtert hatte, betrachtete er wieder das Meer uud sprach für sich:

„Dies ist meine Braut und meine einzige Liebe!"

Darauf sang er eine andere Strophe des Liedchens:

Wie blond ist sie!
Es gleicht ihr nie . . .
— — — — — —

und wiederholte sie, die werbende Weise eines Jünglings, den die Einsamkeit kühn macht. Es waren Träume in diesem wiegenden Gesang, erfaßt, losgelassen, unterbrochen und wieder begonnen, um sich schließlich in letzten Modulationen zu verlieren wie das Nachzittern einer Glocke.

Da plötzlich erhob sich eine Stimme, die Etienne versucht war, für die einer meerentstiegenen Sirene zu halten, und sang das Liedchen nach — aber langsam und mit Zögern, wie jemand, der zum erstenmal den Ton in seiner Kehle entdeckt; er erkannte das Stammeln eines Herzens, das für die Poesie der Töne geboren schien.

Nur Etienne, den das lange Studium seiner eigenen Stimme die Sprache der Töne gelehrt hatte, die der Seele ebensoviel Ausdrucksmittel bietet wie die menschliche Rede, konnte verstehen, was diese Versuche an ängstlicher Spannung und Überraschung

verrieten. Mit welch frommer und hingegebener Bewunderung mußte man ihm gelauscht haben! Die tiefe Stille trug ihm jeden Ton entgegen, und er erzitterte, als er die Falten eines Kleides rauschen hörte; er, den alles Neue den Schrecken des Todes nahe brachte, fühlte sich erstaunt von einer ähnlich süßen Bewegtheit ergriffen, wie sie ihm einst das Nahen seiner Mutter gekündet hatte.

„Nun, Gabrielle, Töchterchen," hörte er Beauvouloir sagen, „ich habe dir doch verboten, nach Sonnenuntergang auf der Düne zu verweilen. Geh nach Hause, mein Kind."

„Gabrielle!" sprach Etienne leise bei sich, „oh, der hübsche Name!"

Beauvouloir erschien bald und erweckte seinen Herrn aus traumähnlicher Versunkenheit. Es war Nacht und der Mond stieg auf.

„Gnädiger Herr," sagte der Arzt, „Ihr habt noch immer nicht frische Luft geschöpft, das ist nicht weise."

„Darf ich denn nach Sonnenuntergang die Dünen betreten?"

Die heimliche Frage in dieser Antwort Etiennes entlockte dem Greis ein Lächeln.

„Du hast eine Tochter, Beauvouloir!"

„Ja, gnädiger Herr, das Kind meines Alters, mein geliebtes Kind. Der Herr Herzog hat mir so nachdrücklich befohlen, Eure kostbaren Tage sorgsam zu bewachen, daß ich sie herbrachte, da ich nicht mehr fort kann, um sie in Forcalier zu besuchen. Ich habe sie also leider ihrer gewohnten Umgebung entreißen müssen, und um sie allen Blicken zu entziehen, habe ich sie in dem Häuschen untergebracht, das Ihr früher bewohntet. Sie ist so zart, daß ich alles für sie fürchte, selbst ein zu heftiges Ge-

fühl; so habe ich ihr auch keinen Unterricht erteilt; es wäre zu viel gewesen für ihre Zartheit."

„Sie weiß nichts!" fragte Etienne erstaunt.

„Sie hat alle Gaben einer guten Hausfrau; aber sie hat gelebt wie eine Pflanze. Die Einfalt, gnädiger Herr, ist etwas so Heiliges wie die Wissenschaft. Die Unwissenheit und die Wissenschaft sind zweierlei Lebensformen; die eine wie die andere hüllen die Seele wie in einen bergenden Schleier: die Wissenschaft hat Euch am Leben erhalten; die Unwissenheit wird meine Tochter retten. Die wohlverborgenen Perlen entgehen dem Taucher und leben glücklich. Ich kann meine Gabrielle einer Perle vergleichen: ihre Haut hat deren Schmelz, ihre Seele deren Sanftmut, und bis heute war meine Besitzung Forcalier ihre Muschel."

„Komm' mit mir," sagte Etienne und hüllte sich in seinen Mantel, „ich will ein wenig an den Strand, die Nacht ist mild."

Beauvouloir und sein Gebieter schlenderten langsam und schweigend dorthin, wo ein Licht durch die Läden des Fischerhauses drang und einen goldenen Bach ins Meer ergoß.

„Ich kann es mit Worten nicht ausdrücken," rief Etienne, „wie tief so ein nächtliches Licht am Meere auf mich wirkt. Wie oft und wie lange habe ich nach jenem Fenster geblickt, bis das Licht erlosch!" fügte er hinzu und wies nach dem Zimmer seiner Mutter.

„So zart Gabrielle auch ist," sagte Beauvouloir fröhlich, „heute kann sie doch mit uns spazieren gehn; die Nacht ist warm und kein einziges Nebelwölkchen in der Luft; ich gehe sie holen. Aber seid vorsichtig, gnädiger Herr . . ."

Etienne war zu scheu, um Beauvouloir seine Begleitung zum Fischerhause anzubieten; zudem betäubte ihn jenes Zusammen-

strömen der Gedanken und Gefühle, die der Leidenschaft vorangehn wie ein Morgenrot.

Er fühlte sich freier, als Beauvouloir noch zugegen war; der Mond erhellte das Meer.

„Ich fühle den Ozean, er wogt in meiner Seele!“ rief Etienne.

Der Anblick des lieblichen Figürchens, das, in silbernes Mondlicht gehüllt, auf ihn zuschritt, verdoppelte Etiennes Herzschläge, ohne daß er Schmerz empfand.

„Mein Kind,“ sagte Beauvouloir, „dies ist der gnädige Herr.“

Wie wünschte Etienne sich jetzt die Riesengestalt seines Vaters! Er hätte sich gerne stark gezeigt und nicht schwächlich. Alle Eitelkeiten der Liebe und alle Männereitelkeit drangen ihm wie Pfeile ins Herz, und er stand ernst und stumm und empfand zum erstenmal die ganze Tragweite seiner Unzulänglichkeit.

Der Gruß des jungen Mädchens setzte ihn in Verlegenheit; er erwiderte ihn linkisch und blieb an Beauvouloirs Seite, mit dem er ein wenig plauderte, während sie das Ufer entlang schritten; Gabriellens scheue und ehrfurchtsvolle Haltung machte ihn kühn, so daß er es endlich wagte, das Wort an sie zu richten.

Das Begebnis mit dem Wechselgesang war ein Werk des Zufalls gewesen. Der Arzt hatte seine Hand nicht im Spiele. Er war der Meinung, daß zwischen zwei Geschöpfen, die ihr Herz in Einsamkeit rein erhalten hatten, die Liebe in ihrer tiefsten Einfachheit erblühen müsse. Gabriellens Wiederholung des Liedes bildete nun den glücklich gefundenen Gegenstand ihrer Unterhaltung. Während dieses Abendganges empfand Etienne jene körperliche Leichtigkeit, die alle Männer emporhebt, wenn die erste Liebe ihr ganzes Sein in ein andres Geschöpf hinüberträgt. Er bot Gabrielle an, sie singen zu lehren. Der

arme Etienne war so glücklich, sich dem jungen Mädchen in irgend etwas überlegen zu zeigen, daß er vor Freude zitterte, als sie es annahm.

Jetzt trat der volle Mond hervor und beleuchtete Gabriellens Antlitz, so daß Etienne ihre zarte Ähnlichkeit mit der verstorbenen Herzogin erkennen konnte. Wie Jeanne de Saint-Savin war Gabrielle zierlich und schmal; sie sowohl als die Herzogin waren von Leid und Schwermut wie von einem geheimnisvollen Zauber umhüllt. Sie besaß den Adel einer unberührten Seele, in der alles schön ist, weil alles natürlich ist. Aber in Gabrielle floß auch das Blut der schönen Römerin, das eine Generation übersprungen hatte, und das diesem Kinde zu der reinsten Seele das glühende Herz einer Curtisane gab; daher stammte ihr hochgesteigertes Empfinden, das ihren Blick verdunkelte, ihre Stirn verklärte, daher der Glanz, der von ihrer ganzen Gestalt ausging; diese seltsame Mischung war es, die ihren sanften Gebärden das Flackern einer Flamme verlieh.

Beauvouloir erbebte, wenn er diese Erscheinung an ihr wahrnahm, die man das Phosphoreszieren des Geistes nennen könnte, und die dem Arzt damals als der Vorbote eines nahen Todes erschien. Etienne merkte, wie Gabrielle gleich einem scheuen Vogel, der aus seinem Neste guckt, das Köpfchen reckte.

Hinter ihrem Vater versteckt, wollte Gabrielle den Jüngling mit Muße betrachten, und ihr Blick verriet Neugier und Vergnügen, Güte und kindliche Keckheit zugleich. Ihr schien Etienne zart, aber nicht schwächlich; sie fand ihn sich so ähnlich, daß sie keinerlei Befangenheit vor diesem adeligen Herrn empfand. Der leidende Zug in Etiennes Gesicht, seine schönen Hände, sein krankes Lächeln, sein gescheiteltes Haar, das in großen Locken

auf seinem Spitzenkragen lag, die edle Stirn mit den jungen Furchen, — diese Gegensätze zwischen Vornehmheit und Elend, Macht und Schwäche gefielen ihr wohl; schmeichelten sie nicht dem Wunsch, mütterlich beschützen zu können, diesem Urtrieb zur Liebe? verlockten sie nicht das Bedürfnis jeder Frau, Besonderheiten an dem zu entdecken, den sie liebt?

Neue Gedanken, neue Gefühle erhoben sich mit einer Macht, mit einer Überfülle, die die Seelen beider weiteten; beide verharrten nun schweigend und voll Staunen; denn der Ausdruck der Gefühle ist um so karger, je tiefer sie sind. Jede dauernde Liebe beginnt mit träumenden Andachten. Vielleicht paßte es wohl für diese beiden Wesen, daß sie einander zum ersten Male in dem milden Licht des Mondes sahen; vielleicht hätte sie sonst der überirdische Glanz der Liebe geblendet; sie mußten sich am Ufer des Ozeans treffen, der ihnen ein Bild von der Unendlichkeit ihrer Gefühle darbot. Sie trennten sich in der Angst, einander nicht gefallen zu haben, und eines ganz erfüllt vom andern.

Etienne beobachtete von seinem Fenster aus Gabriellens Licht. In dieser Stunde der Hoffnung und Besorgnis fand der junge Dichter neue Bedeutungen in Petrarcas Sonetten. Laura erschien ihm, ein feines und köstliches Antlitz, klar und golden wie ein Sonnenstrahl, klug wie ein Engel und schwach wie eine Frau. Plötzlich begriff er die Zusammenhänge alles Gelernten, alles Wissens, er empfand das mystische Band, das alle Schönheit aneinander knüpft; er erkannte, wieviel von dem Wesen der Frau in den Dichtungen war, die er verehrte; er liebte sie also schon lange, ohne es zu wissen! Seine ganze Vergangenheit ging unter in der Bewegtheit dieser schönen Nacht.

Gabriellens Ähnlichkeit mit seiner Mutter schien ihm eine

göttliche Fügung. Wenn er sie liebte, übte er keinen Verrat an seinem Schmerz; die Liebe zu Gabrielle war eine natürliche Fortsetzung seiner Sohnesliebe. Und er gedachte nächtlicherweile des Kindes, das in der Hütte am Meer schlief, gedachte ihrer mit denselben Gefühlen, die seine Mutter hegte, als er sich noch dort unten befand. Auch diese zweite Ähnlichkeit trug dazu bei, die Vergangenheit an die Gegenwart zu fesseln. Aus dem Nebel der Erinnerung tauchte das schmerzverklärte Antlitz Jeanne de Saint-Savins vor ihm auf, er sah sie wieder mit ihrem blassen Lächeln, er hörte ihr sanftes Wort; sie neigte den Kopf und weinte.

Das Licht Gabriellens in der Hütte erlosch. Etienne sang das hübsche Liedchen Heinrichs IV. mit einem neuen Ausdruck. Von weitem antworteten ihm Gabriellens Versuche. Auch das junge Mädchen war auf ihrer ersten Fahrt in die verzauberten Länder liebender Entrücktheit. Diese Antwort füllte Etiennes Herz mit überströmender Freude; das Blut rann heiß durch seine Adern und straffte sie mit niegeahnter Kraft; die Liebe machte ihn stark. Nur die Schwachen erfahren diese Wiedergeburt mitten im Leben. Die Armen, die Leidenden, die Unterdrückten kennen jene unsäglichen Freuden, vor denen die ganze Welt verblaßt. Tausend Bande verknüpften Etienne mit dem Heer der Klagenden und Leidtragenden. Seine jetzige Größe verursachte ihm nur Schrecken, die Liebe ergoß sich in ihn, wie eine überirdische Verheißung der Kraft: er liebte die Liebe.

Am nächsten Morgen erhob sich Etienne frühzeitig und eilte nach seinem alten Häuschen, wo Gabrielle ihn, von Neugier belebt und gequält von einer Unruhe, die sie sich nicht eingestand, erwartet hatte. Am frühen Morgen hatte sie schon ihr Haar gelockt und ihr hübsches Kleid wieder angelegt. Beide trieb der

Wunsch, einander wiederzusehen, und beide fürchteten sich davor.

Was Etienne anbelangt, so hatte er seine kostbarsten Spitzen, seinen schönsten Mantel und seine Kniehosen aus violettem Sammet gewählt; er hatte, mit einem Wort, die schöne Kleidung angelegt, die unser Gedächtnis an das blasse Antlitz Ludwigs XIII. gemahnt, dieses Antlitz, das in seiner einsamen Hoheit zu leiden scheint, wie Etienne bisher gelitten. Die Kleidung war nicht die einzige Ähnlichkeit, die Etienne mit seinem Vorbild hatte; tausend Gefühle und Empfindungen kreuzten sich bei Etienne wie bei Ludwig XIII.: Keuschheit und Schwermut, vage aber wirkliche Leiden, eine ritterliche Scheu, die Angst, seine Gefühle nicht in all ihrer Reinheit ausdrücken zu können, die Furcht, zu schnell zu einem Glück zu gelangen, das große Seelen gern langsam auf sich einströmen lassen; das drückende Bewußtsein der eigenen Macht, und dem gegenüber der Hang zum Gehorsam, wie er sich bei uneigennützigen Charakteren findet, deren Liebe ganz nur dem gehört, was ein großes Genie das „Astrale" genannt hat.

Obgleich Gabrielle in weltlichen Dingen sehr unerfahren war, so sah sie doch, daß zwischen der Tochter eines Einrenkers, der demütigen Bewohnerin von Forcalier, und dem Herrn Etienne, Herzog von Nivron, Erben des Hauses d'Hérouville, ein Abgrund klaffte; sie sagte sich nicht, daß Liebe adeln kann. Das kindliche Geschöpf empfand nicht den Ehrgeiz nach einer Stellung, die jedes andre Mädchen zu erringen versucht hätte. Sie liebte schon, ohne zu wissen, was lieben heißt, und ohne noch von den Freuden dieser Empfindung zu wissen: dennoch verlangte es sie danach, wie das Kind nach der goldenen Ähre greift, die es mit seinen kleinen Händen nicht erreichen kann.

Wie süß und stark waren die Gefühle, die sie am Abend vorher empfunden hatte, da die Hilflosigkeit des jungen Herzogs ihre Stärke wurde, wie überwältigend für sie, die der Anblick einer Blume rührte, die schon in den Gesängen der Liturgie die Liebe heraushörte. Aber Etienne war in ihrer Seele über Nacht gewachsen; er war ihre Hoffnung geworden, die Gewalt über sie hatte; sie hatte ihn so hoch erhoben, daß sie verzweifelte, jemals bis zu ihm zu gelangen.

„Werdet Ihr mir erlauben, Euch manchmal auf Eurem Gute zu besuchen!" fragte der Herzog mit gesenkten Augen.

Da Gabrielle Etienne so ängstlich, so demutsvoll sah — denn auch er hatte das Mädchen innerlich zu einer Gottheit erhoben — nahm sie verwirrt das Szepter zurück, das er ihr bot; aber sie war tief bewegt und zugleich geschmeichelt von seiner Unterwerfung. Nur Frauen wissen, wieviel Verführerisches in der Ehrfurcht liegt, die man ihnen entgegenbringt. Trotzdem fürchtete sie, sich zu täuschen; und neugierig wie die allererste Frau es war, wollte sie sich überzeugen.

„Habt Ihr mir nicht gestern versprochen, mich in der Musik zu unterweisen!" antwortete sie, in der Hoffnung, daß die Musik ein Vorwand werden könne, ihn öfters zu sehen.

Wenn das arme Kind Etiennes Leben gekannt hätte, sie hätte sich wohl gehütet, einen Zweifel zu äußern. Für ihn war das Wort ein Widerhall der Seele, und diese Phrase verursachte ihm tiefen Schmerz. Er war mit einem übervollen Herzen gekommen und zitterte vor dem geringsten Schatten, der seine Freude trüben könnte — und er begegnete einem Zweifel! Sein Glück erlosch, er tauchte wieder in seine Wüste, und fand dort nicht mehr die Blumen, mit denen er sie geschmückt hatte.

Der Engel, der damit betraut ist, unsere Schmerzen zu lindern,

er, der die Barmherzigkeit des Himmels ist, erleuchtete Gabrielle, und sie erriet plötzlich, wie sehr Etienne durch ihre Schuld litt. Sie bereute so heftig, daß sie sich Gottes Allmacht wünschte, um Etienne ihr Herz zu entschleiern, denn auch sie kannte den grausamen Schmerz, den ein Vorwurf, ein strenger Blick hervorruft; da ließ sie ihn in kindlicher Hilflosigkeit das zarte Gewölk sehen, das ihre Seele zu beschatten drohte, diese goldenen Schleier vor dem Morgenrot ihrer Liebe. Eine Träne Gabriellens wandelte Etiennes Schmerz in Freude, und er beschuldigte sich der Tyrannei. Es war ein Glück, daß sie gleich zu Anfang ihres Bekanntwerdens erkennen lernten, wie empfindsam ihre Herzen waren, sie vermieden so tausend Aufregungen, an denen sie sonst zugrunde gegangen wären.

Etienne empfand plötzlich den Wunsch, sich hinter eine Beschäftigung zu verschanzen, und er geleitete Gabrielle an den Tisch vor dem kleinen Fenster, wo er so viel gelitten, und an dem er nun eine Blume bewundern sollte, die schöner war als alle, die er jemals betrachtet hatte. Er schlug ein Buch auf, und sie neigten beide die Köpfe darüber, so daß ihr Haar zusammenfloß.

Welch ein rührendes Bild boten diese beiden Wesen, die — verklärt von der Anmut des Leidens — so stark von Herzen und so schwach von Körper waren! Gabrielle ahnte nichts von Koketterie: ein Blick, kaum erbeten, war schon gewährt; und die sanften Strahlen ihrer beider Augen tauchten unablässig ineinander. Gabrielle sagte dem Jüngling freudig, wie lieb ihr seine Stimme sei; sie überhörte den Sinn der Worte, wenn er ihr die Stellung der Noten und ihren Wert erklärte; sie hörte nur ihn, nur seine Stimme. Gabrielle fand Etienne schön, sie wollte den Sammet seines Mantels streicheln, die Spitzen des Kragens berühren.

Etienne verwandelte sich unter dem Schöpferblick dieser süßen Augen; sie flößten ihm ein belebendes Feuer ein, das in seinen Augen glänzte, von seiner Stirn widerstrahlte, sein Inneres durchglühte; und er litt garnicht unter diesem neuen Andrang der Gefühle; im Gegenteil, sie machten ihn stark. Das Glück war wie nährende Muttermilch für sein neues Leben.

Nichts konnte die beiden voneinander ablenken, und so blieben sie nicht nur an diesem Tage, sondern auch an allen folgenden beisammen, denn sie gehörten einander vom ersten Tage; sie reichten einander das Szepter zu und spielten, wie Kinder mit dem Leben spielen. Im goldenen Sand der Dünen sitzend, erzählte eines dem anderen seine Vergangenheit, die schmerzerfüllt bei ihm, doch voll von Träumereien gewesen war; träumerisch bei ihr, aber von leidvollen Freuden durchglüht.

„Ich habe keine Mutter gehabt," sagte Gabrielle, „aber mein Vater ist gut wie der liebe Gott."

„Ich habe keinen Vater gehabt," antwortete das verfluchte Kind, „aber meine Mutter war ein ganzer Himmel."

Etienne erzählte von seiner Kindheit, seiner Liebe zur Mutter, von seinen Blumen. Gabrielle ließ einen kleinen Freudenruf hören. Auf seine Frage errötete sie und weigerte sich, zu antworten; als aber ein Schatten seine Stirn streifte wie die Flügel des Todes, beeilte sie sich zu erwidern:

„Es ist nur das — auch ich habe die Blumen sehr geliebt."

Ist es nicht eine Erklärung, wie sie nur Jungfrauen machen können, — sich bis in die Vergangenheit durch eine gemeinsame Neigung verbunden zu fühlen! Die Liebe versucht stets, sich älter zu machen, das ist die Koketterie der Kinder.

Etienne befahl am nächsten Morgen, ihm seltene Blumen zu bringen, wie es einst seine Mutter für ihn getan, und trug

sie zu Gabrielle. Wie war er von sanfter Liebe erfüllt, da er einer Frau die zärtliche Sorgfalt schenkte, mit der seine Mutter sein Leben erhellt hatte! Wer kennt die Tiefen, in denen die Gefühle eines Einsamen wurzeln; wer kann die Größe empfinden, die für ihn in diesem Nichts lag, darin ihre einsamen Neigungen einander begegnet waren! Blumen und Musik wurden zur Sprache ihrer Liebe. Gabrielle antwortete mit jenen Gebinden, von denen ein einziges den alten Arzt hatte erraten lassen, wieviel seine unwissende Tochter schon ahnend begriff.

Die Unschuld und Unwissenheit der beiden Liebenden bildete den dunklen Hintergrund, auf dem sich die zärtesten Züge ihrer seelischen Vertrautheit mit einer köstlichen Anmut abzeichneten, wie die roten klargezeichneten Profile auf einer etruskischen Vase. Jedes unbedeutende Wort brachte ihnen eine Fülle von Gedanken, denn es war die Frucht ihrer gemeinsamen Betrachtungen. Ihrer tiefen Unschuld war die Verheißung schon Erfüllung. Obgleich sie frei waren, hielt ihre Kindlichkeit sie gefangen; keiner von beiden verstand den Sinn ihrer wirren Wünsche. Sie waren zugleich Dichter und Gedicht. Die empfindsamste Kunst für liebende Seelen, die Musik, war der Dolmetsch ihrer Gefühle, und sie liebten es, einen Satz zu wiederholen, indem sie ihre Leidenschaft in die Schleier der Töne hüllten, so daß ihre Seelen sich lösen und aufschwingen konnten.

In mancher Liebe gibt es Zwist, da herrscht Streit und Versöhnung, der Kampf der Materie und der des Geistes. Aber der erste Flügelschlag der wirklichen Liebe führt schon weit fort von solchen Uneinigkeiten: die zwei Geschöpfe bilden nunmehr ein Wesen, es gibt keinen Unterschied mehr; gleich dem Genie in seiner höchsten Vollkommenheit, hebt sich eine solche Liebe zum hellsten Licht, schwebt dort droben, wächst und bedarf

keines Schattens als Hintergrund. Gabrielle in ihrer Weiblichkeit und Etienne in seinem Leid und seiner Versonnenheit durcheilten schnell die Region der niederen Leidenschaft und waren bald darüber hinaus.

Wie alle schwachen Naturen ergaben sie sich rückhaltslos einer innigen Treue, die ihre Kraft verdoppelte, weil sie die Seele stärkt und sie wie in himmlischen Purpur hüllt. Für sie stand die Sonne immer im Mittag. Bald verband sie jener göttliche Glaube an einander, der weder Eifersucht noch Qualen duldet; ihre Selbstverläugnung war stets bereit, ihre Bewunderung unaufhörlich. Unter diesen Umständen war kein Schmerz in ihrer Liebe. Sie waren einander gleich an Schwäche, und sie waren beide stark in ihrer Vereinigung; wenn der adelige Knabe durch seinen Rang und seine Wissenschaft einige Überlegenheit hatte, so machte sie die Tochter des Arztes durch ihre Schönheit wett, durch die Größe ihres Gefühls und durch den Adel, den sie ihren Freuden verlieh.

So hoben sich also diese beiden weißen Tauben mit gleichem Flügelschlag unter einem reinen Himmel: Etienne liebt, er wird geliebt, die Gegenwart ist voll klarer Heiterkeit, die Zukunft wolkenlos; er ist sein eigener Herr, das Schloß ist sein, das Meer gehört ihnen beiden, keine Unruhe stört die Harmonie ihres Lobgesanges; die Jungfräulichkeit ihrer Gefühle und ihres Geistes erhebt ihnen die Welt; ihre Gedanken sind schöpferisch, ohne ihre Kräfte anzugreifen; das Begehren, dessen Befriedigung so viele Blüten welken läßt, der Wunsch, dieser Makel der irdischen Liebe, erreicht sie noch nicht. Wie zwei Westwinde, die auf demselben Weidenzweige rasten, sind ihre Wünsche gestillt, wenn sie ihr gemeinsames Bild in dem flüssigen Spiegel des Wassers betrachten; die Unendlichkeit gehört

ihnen, sie bewundern den Ozean, ohne den Wunsch, mit weißen hoffnunggeschwellten Segeln und blütenumwundenem Tauwerk darüber hinzugleiten.

In der Liebe gibt es einen Zustand, da sie sich völlig selbst genügt, da sie glücklich ist, zu sein. Während dieses Frühlings, da noch alles in Knospen steht, verbirgt sich der Liebende oft vor der geliebten Frau, um sich ihrer noch inniger zu freuen, um sie noch besser zu sehen. Aber Etienne und Gabrielle tauchten gemeinsam in die Wonne dieser kindlichen Stunden: bald waren sie wie zwei Schwestern in ihrer anmutigen Vertrautheit, bald wie zwei Brüder in ihrem kühnen Streben. Gewöhnlich heischt die Liebe einen Gott und einen Sklaven, aber diese beiden verwirklichten Platos köstlichen Traum: sie waren ein göttlich gewordenes Geschöpf. Sie beschützten einer den anderen. Zärtlichkeiten kamen langsam, eine nach der andern, aber keusch wie die übermütigen, fröhlichen und schelmischen Spiele junger Tiere, die ihre Kräfte versuchen. Das Gefühl, das sie zwang, ihre Seelen in leidenschaftlichem Gesang hinzugeben, leitete sie durch tausend Verwandlungen eines Glükkes zur Liebe. Ihre Freuden verursachten weder Delirien noch schlaflose Nächte. Es war die Kindheit des Glücks, das erwuchs, ohne die schönen roten Blumen zu kennen, die einst seinen Stengel krönen würden. Eines ergab sich rückhaltslos dem anderen, ohne die Gefahr zu ahnen; sie gaben sich hin, in einem Wort oder einem Blick, in einem Kuß so sehr, wie in einem langen Druck ihrer verschlungenen Hände. Sie rühmten einander kindlich arglos ihre Schönheit und verschwendeten in ihrem verborgenen Idyll die Schätze der Sprache; sie errieten die süßesten Übertreibungen und die leidenschaftlichsten Koseformen, die einst die antike Muse des Tibull gefunden, und ließen

sie regelmäßig auf ihren Lippen und in ihrem Herzen wiederkehren, wie die Sprühtropfen, die die Flut in den feinen Sand der Düne warf, so ähnlich und doch so anders. Freudevolle, ewige Seligkeit!

Wenn man nach Tagen rechnet, so dauerte dieses Leben fünf Monate; wenn man aber die unzähligen Gefühlsereignisse zählt, die Gedanken, die Träume, die Blicke, erschlossene Blumen, erfüllte Hoffnungen, uferlose Freuden; zerzaustes Haar, das sorgfältig aufgelöst, wieder aufgenommen und mit Blumen geschmückt wurde; übermütiges Lachen, plantschende Füße ins Meer, kindliche Entdeckungszüge nach den im Fels versteckten Muscheln; Küsse, Überraschungen, Umarmungen — wenn danach gerechnet wird, dann setze man ruhig ein ganzes Leben; der Tod wird es auf sich nehmen, dieses Wort zu rechtfertigen. Es gibt ewig dunkle Schicksale, die sich unter grauen Himmeln erfüllen; aber stellt euch einen schönen Tag vor, an dem die Sonne die blaue Luft entflammt: das war der Mai ihrer Zärtlichkeit, während dessen Etienne alle seine vergangenen Schmerzen in Gabriellens Herz ausschüttete, und das junge Mädchen all ihre künftigen Freuden an die Person ihres Gebieters knüpfte. Etienne kannte nur einen Schmerz in seinem Leben: den Tod seiner Mutter; er kannte nur eine Liebe: Gabrielle.

Der rohe Ehrgeiz eines Strebers setzte diesem arkadischen Leben ein Ziel. Den Herzog von Hérouville, diesen alten listigen Kriegsmann, befiel plötzlich ein Mißtrauen; eine Stimme warnte ihn vor dem Wort, das er dem Arzt gegeben. Der Baron d'Artagnon, Leutnant seiner Reiterkompagnie, genoß sein volles Vertrauen. Der Baron war ein Mann nach dem Herzen des Statthalters: grob wie ein Schlächter, stark und groß, mit einem männlichen, herben Gesicht, dem Thron ergeben, roh in

seinem Benehmen, eisern, wenn er eine Strafe zu vollziehen hatte und dabei lenksam; übrigens war er von Adel, ehrgeizig mit der lärmenden Rechtlichkeit des Soldaten und mit der List des Politikers. Er hatte die Hand, die zu solchem Gesicht gehörte, die breite haarige Hand eines Kondottiere. Sein Benehmen war rauh, sein Wort kurz und bündig.

Nun, der Herzog hatte also seinen Leutnant beauftragt, das Verhalten des Arztes dem künftigen Erben gegenüber zu beobachten. Trotz des Geheimnisses, das Gabrielle umgab, war es schwer, den Leutnant zu täuschen: er hörte den Gesang der beiden Stimmen, er sah das abendliche Licht in dem Haus am Meer; er erriet, daß alle Bemühungen Etiennes, die geforderten Blumen und sonstigen Befehle einer Frau galten; dann überraschte er Gabriellens Amme auf dem Weg nach Forcalier, wohin sie Wäsche trug und von wo sie Handarbeiten für das junge Mädchen holen sollte.

Der Haudegen wollte Gabrielle sehen und er sah sie; er verliebte sich in sie. Beauvouloir war reich. Der Herzog würde über die Frechheit des Einrenkers wüten. Auf diese Ereignisse baute der Baron d'Artagnon das Gebäude seines Glücks. Wenn der Herzog hörte, daß sein Sohn verliebt sei, würde er ihm eine Frau aus großem Hause, die Erbin einiger Herrschaften, zur Gemahlin geben. Um Etienne von seiner Geliebten loszureißen, würde es genügen, wenn man sie durch eine Heirat mit einem verschuldeten Adeligen zur Untreue zwänge. Der Baron besaß keine Güter. Es waren also alle Bedingungen gegeben, um bei alltäglichen Naturen den Anschlag zum Ziele zu führen; aber an Gabrielle und Etienne mußten sie zuschanden werden.

Der Zufall war übrigens dem Baron d'Artagnon schon entgegengekommen.

Während seines Aufenthalts in Paris hatte der Herzog den Tod seines Sohnes dadurch gerächt, daß er den Gegner Maximiliens tötete; für Etienne hatte er eine unverhofft günstige Verbindung eingeleitet; es handelte sich um die Erbin der Güter eines Zweiges des Hauses Grandlieu — eine große schöne hochmütige Person, der die Hoffnung schmeichelte, eines Tages den Titel einer Herzogin von Hérouville zu tragen.

Als der Statthalter hörte, daß Etienne die Tochter eines elenden Arztes liebte, wurde seine stille Hoffnung zu einem gebieterischen Wunsch. Ihm schien solch ein plötzlicher Wechsel keine Schwierigkeit zu bieten. Man weiß, wie roh dieser brutale Mensch den Begriff Liebe verstand; er hatte Etiennes Mutter an seiner Seite neben sich sterben lassen, ohne einen einzigen ihrer Seufzer zu begreifen. Wohl nie in seinem Leben hatte er solchen Zorn empfunden, als beim Eintreffen der letzten Eilbotschaft des Barons, die ihn von der Schnelligkeit unterrichtete, mit der Beauvouloirs Pläne ihrem Ziel entgegeneilten, denen der Leutnant die ehrgeizigsten Motive unterschob. Der Herzog befahl den Aufbruch und reiste von Paris nach Rouen; er führte die Gräfin von Grandlieu, deren Schwester, die Marquise von Noirmoutier und das Fräulein von Grandlieu mit sich, unter dem Vorwand, ihnen die Normandie zu zeigen. Einige Tage vor seiner Ankunft verbreitete sich in der Gegend die Kunde von der Leidenschaft des jungen Herzogs von Nivron für Gabrielle Beauvouloir, die Tochter des berühmten Einrenkers. Es war von nichts anderem die Rede, und auf dem Feste, das die Stadt Rouen dem alten Herzog bereitete, erzählte man ihm davon, um den alten Tyrannen der Normandie zu ärgern. Dieser Umstand reizte die Wut des Herzogs bis aufs Äußerste. Er ließ dem Baron befehlen, seine Ankunft vollstän-

dig geheimzuhalten, und gab ihm strenge Anweisung, dem, was er für ein Unglück hielt, vorzubeugen.

Etienne und Gabrielle waren tiefer und tiefer in das unendliche Labyrinth der Liebe hineingelaufen und hatten keinen Wunsch, herauszufinden; sie wollten nichts, als immer so weiter zu leben. Eines Tages saßen sie am Fenster des Gemaches, in dem sich so viel zugetragen hatte. Das sanfte Plaudern war einem nachdenklichen Schweigen gewichen. Die unverstandenen Wünsche nach vollständigem Besitz begannen sich dunkel in ihnen zu regen: sie waren im Begriff, einander ihre wirren Gedanken anzuvertrauen. In diesen noch immer heiterstillen Stunden füllten sich Etiennes Augen mit Tränen, während er Gabriellens Hand lange und inbrünstig an die Lippen preßte. Gleich seiner Mutter, aber zur Stunde glücklicher als sie es je gewesen, sah das verfluchte Kind aufs Meer hinaus, das golden am Strande und schwarz am Horizont erschien und hier und dort von silbernen Pfeilen durchflammt war, wie sie ein Gewitter verkünden. Gabrielle lehnte sich an ihren Freund und sah gleich ihm schweigend dem Schauspiel zu. Ein einziger Blick, einer von denen, in dem sich eine Seele in die andere ergießt, genügte, wenn sie sich einander mitteilen wollten. Die letzte Hingabe war kein Opfer für Gabrielle, sie war keine Forderung Etiennes. Jeder von ihnen liebte mit jener Liebe, die sich in allen ihren Phasen ewig gleich bleibt, die nichts von Aufopferung weiß, die weder Zweifel noch Trug noch Verzögerung fürchtet. Aber Etienne und Gabrielle ahnten nicht, wohin diese Wünsche drängten, die ihre Seele beunruhigten.

Als die Dämmerung einen blassen Schleier um das Meer wob, als das Schweigen nur mehr durch das Atemholen der Wasser, durch Flut und Ebbe, unterbrochen ward, erhob sich

Etienne. Gabrielle folgte dieser Bewegung in einer unbestimmten Angst, denn er hatte ihre Hand losgelassen. Etienne nahm sie in den Arm und drückte sie zärtlich an sich; da sie seinen Wunsch teilte, ließ sie ihn das Gewicht ihres Körpers fühlen, nicht so, daß es ihn ermüdete, — nur stark genug, um ihm die Gewißheit ihrer vollen Hingabe zu geben —. Der Liebende neigte seinen Kopf schwer auf die Schulter der Freundin; sein Mund ruhte auf ihrer bebenden Brust, sein Haar ergoß sich über ihren weißen Nacken und liebkoste ihren Hals. In ihrer unbefangenen Liebe bog das junge Mädchen den Kopf zurück, um Etienne mehr Raum zu lassen, und schlang, nach einem Stützpunkt suchend, den Arm um seinen Hals. So verharrten sie stumm, bis die Nacht kam. Die Grillen zirpten, und die Liebenden lauschten dieser Musik, wie um alle ihre Sinne in dies Lauschen zu drängen. Wahrlich, man konnte sie nur mit einem Engel vergleichen, der, die Füße noch auf dieser Welt, die Stunde erwartet, die ihn wieder gen Himmel tragen soll. Sie hatten den schönen Traum des mystischen Genius Platos und all derer, die einen höheren Sinn in der menschlichen Natur suchen, vollendet. Sie waren nur noch Seele, nur eine Seele; sie waren die köstliche Perle, bestimmt das Haupt jenes unbekannten Gestirnes zu schmücken, unser aller Hoffnung!

„Begleitest du mich zurück!“ brach Gabrielle zuerst das köstliche Schweigen.

„Warum uns trennen!“ antwortete Etienne.

„Wir sollten immer beisammen bleiben,“ sagte sie.

„Bleib.“

„Ja.“

Im benachbarten Gemach ertönte der schwere Schritt Beauvouloirs. Der Arzt fand die beiden Kinder voneinander ent-

fernt stehen, und eben hatte er sie noch verschlungen am Fenster erblickt. Selbst die reinste Liebe hüllt sich gern in Geheimnis.

„Das ist nicht recht, mein Kind," sagte er zu Gabrielle, „so spät und ohne Licht noch hier zu sein."

„Weshalb?" fragte sie; „Ihr wißt, daß wir einander lieben und daß er Herr im Schlosse ist."

„Meine Kinder," nahm Beauvouloir das Wort, „wenn Ihr Euch liebt, so fordert Euer Glück, daß Ihr Euch vermählt, um Euer Leben zusammen zu verbringen; aber Eure Heirat steht nur bei dem gnädigen Herrn Herzog ..."

„Mein Vater hat versprochen, alle meine Wünsche zu erfüllen," rief Etienne lebhaft.

„Nun, so schreibt ihm doch, gnädiger Herr, erklärt ihm Euern Wunsch und gebt mir Euern Brief, damit ich ihm den meinen, den ich soeben geschrieben habe, beilegen kann. Bertrand bricht sofort auf, um diese Eilbriefe dem gnädigen Herrn zu eigenen Händen zu übergeben. Ich höre, daß er in Rouen ist; er führt die Erbin der Grandlieus mit sich, und ich kann mir nicht denken, daß es um seinetwillen geschieht ... Würde ich meinem Vorgefühl folgen, so müßte ich Gabrielle noch in dieser Nacht fortschaffen ..."

„Uns trennen!" schrie Etienne auf, der vor Schmerz wankte und sich an seine Freundin lehnte.

„Mein Vater!"

„Gabrielle," sagte der Arzt und reichte ihr ein Flakon, dessen belebenden Duft sie Etienne einatmen ließ, „Gabrielle, meine innere Stimme sagt mir, daß die Natur Euch füreinander bestimmt hat ... Aber ich wollte den gnädigen Herrn auf diese Ehe vorbereiten, die alle seine Anschauungen empören muß, und der Teufel ist mir zuvorgekommen — zu unserm Unheil ...

Sieh, er ist der Herzog von Nivron," fügte der Vater, zu Gabrielle gewendet, hinzu, „und du, du bist die Tochter eines armen Arztes."

„Mein Vater hat geschworen, mir in nichts zuwider zu handeln," sagte Etienne gelassen.

„Ach, er hat auch mir zugeschworen, alles gutzuheißen, was ich auch unternehme, um Euch eine Frau zu suchen," antwortete der Arzt, „aber wenn er nun sein Versprechen nicht hält!"

Etienne sank wie vom Blitz getroffen in einen Sessel.

„Das Meer war düster heut abend," sagte er nach einem Stillschweigen.

„Wenn Ihr reiten könntet, gnädiger Herr," sagte der Arzt, „so riet ich Euch, noch diesen Abend mit Gabrielle zu entfliehen: ich kenne Euch und sie, und ich weiß, daß jede andere Verbindung Euch verderblich sein wird. Der Herzog würde mich für den Rest meiner Tage ins Gefängnis werfen lassen, wenn er von dieser Flucht erführe; aber wie glücklich wollte ich sterben, wenn mein Tod Euer Glück besiegelte! Ach, mein Gott, — ein Pferd besteigen, hieße Euer Leben und das Gabriellens gefährden. Wir müssen hier den Zorn des Statthalters erwarten."

„Hier!" wiederholte der arme Etienne.

„Wir sind verraten; es ist einer von den Schloßleuten, der Euren Vater so heftig wider uns erzürnt hat," sagte Beauvoulier.

„Laß uns zusammen ins Meer gehen," flüsterte Etienne an Gabriellens Ohr, die zu seinen Füßen kniete.

Sie neigte lächelnd den Kopf. Beauvouloir erriet alles.

„Gnädiger Herr," sagte er, „Euer Wissen und Euer Geist haben Euch Beredsamkeit verliehen, die Liebe wird diese Gaben unwiderstehlich machen: erklärt Eure Liebe dem Herrn Herzog, bestätigt den Inhalt meines Briefes, der aufschlußreich

genug ist. Noch ist nicht alles verloren. Ich liebe meine Tochter, wie Ihr sie liebt, und ich will sie verteidigen."

Etienne schüttelte den Kopf.

„Das Meer war sehr dunkel heut abend!" sagte er.

„Es drohte wie eine goldene Klinge zu unsern Füßen," antwortete Gabrielle mit melodischer Stimme.

Etienne ließ Licht kommen und setzte sich an den Tisch, um seinem Vater zu schreiben. Gabrielle kniete an seiner Seite, schweigend und ohne zu lesen, was er schrieb; sie las alles von Etiennes Stirne. Zur andern Seite des Sessels stand der alte Beauvouloir; sein gutmütiges Gesicht war tief traurig, traurig wie dieses Sterbezimmer von Etiennes Mutter. Eine geheime Stimme rief dem Arzte zu: Er wird das Schicksal seiner Mutter teilen.

Etienne übergab den vollendeten Brief dem Greis, der sich beeilte, ihn Bertrand zu überbringen. Das Pferd des alten Stallmeisters war gesattelt, der Mann bereit: er brach auf und begegnete dem Herzog vier Meilen vor Hérouville.

„Bring mich zur Pforte des Turmes," sagte Gabrielle zu ihrem Freund, da sie allein geblieben waren.

Sie durchschritten die Bibliothek des Kardinals und stiegen den Turm hinab, bis an die Pforte, deren Schlüssel Gabrielle von Etienne empfangen hatte. Betäubt von dem nahenden Unglück, ließ der unselige Knabe im Turm seine Fackel zurück, mit der er der Geliebten geleuchtet hatte. Sie schritten dem Fischerhaus zu. Wenige Schritte von dem kleinen Garten, der diese dürftige Wohnstatt in einen Blumenhain verwandelte, blieben die Liebenden stehen. Kühn gemacht durch die ungewissen Ängste, die sie erregten, gaben sie sich in Schatten und Schweigen jenen ersten Kuß, in dem Sinne und Seele sich zu einer

seligen Offenbarung einen. Etienne begriff plötzlich die Liebe in ihrem zwiefachen Wesen, und Gabrielle entfloh, aus Angst von ihrem Blute hingerissen zu werden — zu welchem Tun? Sie wußte es nicht.

Der Herzog von Nivron hatte zurückkehrend die Pforte des Turmes geschlossen und erstieg die Treppe; da plötzlich drang ein Schreckensschrei Gabriellens an sein Ohr, schrill wie ein zündender Blitz. Etienne stürzte durch die Schloßgemächer die große Treppe hinab, erreichte die Düne und eilte dem Fischerhäuschen zu, aus dem ein Lichtschein drang. Als Gabrielle das Gärtchen betrat, hatte sie beim Schein der Fackel, die das Spinnrad der Amme beleuchtete, an Stelle der alten Frau einen Mann dort sitzen sehen. Beim Nahen ihrer Schritte hatte er sich erhoben und war ihr zu ihrem tödlichen Schrecken entgegengetreten. Der Anblick des Barons d'Artagnon konnte wohl Furcht einflößen.

„Ihr seid Beauvouloirs Tochter, des Arztes unseres gnädigen Herrn," sagte der Leutnant, als sich Gabrielle von ihrem Schrecken erholt hatte.

„Ja, gnädiger Herr."

„Ich habe Euch Wichtiges anzuvertrauen. Ich bin der Baron d'Artagnon, der Leutnant der Reitertruppe, die der gnädige Herr Herzog befehligt."

Unter dem Eindruck der Ereignisse auf dem Schloß erschrak Gabrielle über diese Worte und den unehrerbietigen Ton des Soldaten.

„Eure Amme ist hier, sie könnte uns hören. Folgt mir!" sagte der Baron.

Er ging — und Gabrielle mit ihm. Sie betraten die Düne, die sich hinter dem Hause erstreckte.

„Fürchtet nichts," sagte der Baron. Dieses Wort hätte jede Frau, die nicht Gabriellens Einfalt besaß, erbeben lassen. Aber ein einfaches, liebendes Mädchen weiß von keiner Gefahr.

„Liebes Kind," sagte der Baron, indem er seiner Stimme einen weicheren Klang zu geben versuchte, „Ihr und Euer Vater, Ihr steht am Rande eines Abgrundes, in den Ihr morgen stürzen müßt; ich kann es nicht mit ansehen, ohne Euch zu warnen. Der gnädige Herr zürnt Euch und Eurem Vater sehr, er hat Euch im Verdacht, seinen Sohn verführt zu haben, und er will ihn lieber tot wissen als Euern Gatten; dies bezieht sich auf seinen Sohn. Was aber Euern Vater anlangt, so hat der gnädige Herr folgenden Entschluß gefaßt: Vor neun Jahren war Euer Vater in einen Kriminalprozeß verwickelt; es handelte sich um das Beiseiteschaffen eines adeligen Kindes, während die Mutter in den Nachwehen lag; an dieser Sache war er beteiligt. Der gnädige Herr kannte die Schuldlosigkeit Eures Vaters und rettete ihn vor den Verfolgungen des Gerichtes; aber nun wird er ihn ergreifen und ausliefern lassen und verlangen, daß ihm der Prozeß gemacht wird. Euer Vater wird lebendig gerädert werden; aber in Anbetracht der treuen Dienste, die er seinem Herrn geleistet hat, erlangt er es vielleicht, nur gehängt zu werden. Was der gnädige Herr über Euch verfügt hat, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß Ihr den Herzog von Nivron vor dem Zorn seines Vaters und Beauvouloir vor den furchtbaren Martern, die ihn erwarten, retten könnt; so wie auch Eure Sicherheit in Eurer eigenen Hand ruht."

„Was muß ich tun!" sagte Gabrielle.

„Werft Euch dem gnädigen Herrn zu Füßen, gesteht ihm, daß sein Sohn Euch gegen Euren Willen und ohne Gegenliebe liebt. Zum Beweis dafür erbietet Euch, den zu heiraten, den es

ihm gefallen wird, Euch zum Manne zu geben. Er ist freigebig, er wird Euch reich ausstatten."

„Ich will alles tun, nur meine Liebe kann ich nicht verleugnen."

„Aber wenn es not tut, um Euern Vater, Euch und den Herzog von Nivron zu retten?!"

„Etienne wird daran sterben, so wie ich," sagte sie.

„Der Herzog von Nivron wird betrübt sein, Euch zu verlieren, aber er wird zum Ruhme seines Hauses weiter leben; Ihr, Ihr werdet Euch begnügen, die Frau eines Barons zu werden, statt Herzogin, und Euer Vater wird mit dem Leben davonkommen," antwortete der Mann bestimmt.

In diesem Augenblick hatte Etienne das Haus erreicht; er sah Gabrielle nicht und stieß einen durchdringenden Schrei aus.

„Er ist es!" rief das junge Mädchen, „laßt mich zu ihm, ich muß ihn beruhigen!"

„Ich komme morgen früh, Eure Antwort zu holen," sagte der Baron.

„Ich will mich mit meinem Vater beraten," antwortete sie.

„Ihr seht ihn nicht wieder! Soeben habe ich Befehl erhalten, ihn gefesselt und unter Eskorte nach Rouen zu schicken," sagte er und verließ Gabrielle, die vom Schrecken wie vernichtet war.

Das junge Mädchen stürzte ins Haus und fand hier Etienne, noch zitternd über das Schweigen, mit dem die Amme seine erste Frage nach Gabrielle beantwortet hatte.

„Hier bin ich!" rief das junge Mädchen, deren Stimme erstorben, deren Farbe erloschen war, und deren schwere Schritte wankten.

„Woher kommst du? du hast geschrien!"

„Ich habe mich im Dunkeln gestoßen ..."

„Nein, meine Geliebte," unterbrach sie Etienne, „ich habe den Schritt eines Mannes gehört."

„Etienne, wir müssen Gott beleidigt haben, werfen wir uns in die Knie und beten wir. Später sage ich dir alles."

Etienne und Gabrielle knieten zum Gebete nieder, die Amme murmelte ihren Rosenkranz.

„Herr und Gott," rief das junge Mädchen in einem frommen Aufschwung, der sie über die Erdenräume forttrug, „wenn wir nicht gegen deine heiligen Gebote gesündigt haben, wenn wir die Kirche nicht und nicht den König beleidigt haben, wir, die wir ein und dasselbe Geschöpf sind, in dem die Liebe leuchtet wie die Helle, die du in eine Meeresperle verschlossen hast, — so gib uns die Gnade, uns nicht in dieser und nicht in jener Welt zu trennen!"

„Teure Mutter," fügte Etienne hinzu, „die du im Himmel wohnst, erbitte es von der heiligen Jungfrau, daß wir, wenn wir zusammen nicht glücklich sein dürfen, wenigstens zusammen sterben ohne zu leiden. Rufe uns, und wir gehen zu dir ein!"

Nachdem sie noch ihr Abendgebet gesprochen, erzählte Gabrielle ihr Gespräch mit dem Baron d'Artagnon.

„Gabrielle," sagte der Jüngling und schöpfte Mut in der Verzweiflung, „ich werde meinem Vater standhalten."

Er küßte ihre Stirne; ihre Lippen berührte er nicht; darauf kehrte er ins Schloß zurück, festen Willens, dem furchtbaren Mann entgegenzutreten, dessen Hand so schwer auf seinem Leben lag. Er wußte nicht, daß Gabriellens Häuschen von Soldaten umstellt wurde, kaum daß er sie verlassen hatte.

Als er Gabrielle am nächsten Morgen aufsuchen wollte und merkte, daß sie gefangen war, überwältigte ihn der Schmerz;

aber Gabrielle sandte ihre Amme, um ihm sagen zu lassen, daß sie eher sterben werde, als ihn verraten; daß sie im übrigen ein Mittel gefunden habe, die Wachsamkeit der Soldaten zu täuschen, und daß sie in die Bibliothek des Kardinals flüchten wolle, wo niemand sie vermuten würde. Freilich wußte sie noch nicht, wann sie ihren Plan würde ausführen können.

Etienne begab sich also auf sein Zimmer, wo sich die Kräfte seines Herzens in peinvollem Warten aufzehrten.

Um drei Uhr langte der Troß des Herzogs und sein Gefolg im Schlosse an, denn dieser gedachte mit seinen Gästen hier zu speisen. Und in der Tat, als der Tag sich neigte, erstieg die Frau Gräfin von Grandlieu am Arm ihrer Tochter und gefolgt vom Herzog mit der Marquise von Noirmoutier die große Treppe, die in tiefster Stille lag, denn alle Diener zitterten vor der strengen Stirne ihres Herrn.

Obgleich der Baron d'Artagnon Gabriellens Flucht erfahren hatte, versicherte er dem Herzog, daß sie gefangen sei; aber er bebte vor Angst, den Erfolg seiner eigenen Absichten aufs Spiel gesetzt zu haben, falls der Herzog seine Pläne durch diese Flucht durchkreuzt sähe. Der wilde Ausdruck dieser beiden Gesichter wurde unter einer gesellschaftlich freundlichen Miene nur schlecht verborgen.

Der Herzog hatte seinem Sohn befohlen, sich im Empfangssaal einzufinden. Als die Gesellschaft diesen Raum betrat, erkannte der Baron d'Artagnon an Etiennes niedergeschlagenem Wesen, daß ihm Gabriellens Flucht noch unbekannt war.

„Hier ist der Herzog, mein Sohn," sagte der alte Statthalter, indem er Etiennes Hand ergriff und ihn den Damen vorstellte.

Etienne grüßte wortlos. Die Gräfin und das Fräulein von

Grandlieu wechselten einen Blick, der dem Greis durchaus nicht entging.

„Ihre Tochter wird ein wenig zu kurz kommen," sagte er leise, „ich lese Ihre Gedanken."

„Ganz im Gegenteil, lieber Herzog," erwiderte die Mutter lächelnd.

Ein feines Lächeln glitt auch über das Gesicht der Marquise von Noirmoutier, die ihre Schwester begleitete. Dieses Lächeln bohrte sich gleich spitzen Nadeln in Etiennes Herz, den schon der Anblick des großen Fräuleins verwirrt hatte.

„Nun, Herr Herzog," sagte sein Vater leise und fröhlich zu ihm, „hab ich Euch nicht ein feines Lärvchen gefunden! Was sagt Ihr zu dieser Tanne von einem Mädchen!"

Der alte Herzog zog den Gehorsam seines Sohnes garnicht in Zweifel. Etienne war für ihn das Kind seiner Mutter, dasselbe gefügige Wachs in seiner starken Hand.

„Wenn er nur erst ein Kind hat, mag er dann verrecken!" dachte der Greis, „das soll mich wenig kränken."

„Mein Vater," sagte der Knabe mit sanfter Stimme, „ich verstehe Sie nicht."

„Begleiten Sie mich auf Ihr Zimmer, ich habe Ihnen zwei Worte zu sagen," sprach der Herzog und begab sich in den anstoßenden Saal.

Etienne folgte seinem Vater. Die drei Damen, die gleich dem Baron d'Artagnon eine gewisse Neugier spürten, ergingen sich in dem großen Saal, bis sie in einer Gruppe in der Nähe der Türe standen, die der Herzog zwischen ihnen halb offengelassen hatte.

„Mein teurer Benjamin," sagte der Greis mit sanfter Stimme, „ich habe dir dieses große und schöne Fräulein zur Frau ge-

wählt; sie ist die Erbin der Güter eines jüngeren Zweiges des Hauses Grandlieu, guter alter Adel der Bretagne. Nun, zeige dich als ein liebenswürdiger Gesellschafter und rufe dir die hübschesten Redensarten deiner Bücher ins Gedächtnis, um ihr Liebenswürdigkeiten zu sagen, bis du ihr sie erweisen kannst."

„Mein Vater, ist es nicht die erste Pflicht eines Edelmannes, sein Wort zu halten!"

„Ja."

„Nun wohlan, als ich Ihnen den Tod meiner Mutter verzieh, die hier gestorben ist an ihrer Ehe mit Ihnen, haben Sie mir da nicht versprochen, niemals meinen Wünschen entgegen zu sein! ‚Ich selbst will dir gehorchen, wie dem Gott der Familie,' haben Sie gesagt. Ich unternehme nichts gegen Sie, ich verlange nichts als meine freie Selbstbestimmung, in einer Angelegenheit, in der es sich um mein Leben handelt, und die nur mich betrifft: meine Heirat."

„Ich nahm an," sagte der Greis, dem das Blut zu Kopfe stieg, „daß du dich der Fortpflanzung unseres edlen Stammbaumes nicht widersetzen würdest."

„Sie haben mir keinerlei Bedingungen gestellt. Ich weiß nicht, was die Liebe mit dem Stammbaum zu tun hat; aber was ich gewiß weiß, das ist, daß ich die Tochter Ihres alten Freundes Beauvouloir liebe, die Enkelin Ihrer Freundin, der schönen Römerin."

„Aber sie ist tot!" antwortete der greise Riese mit einem düstern und zugleich bösartigen Ausdruck, der seinen eben gefaßten Entschluß verriet, Gabrielle verschwinden zu lassen.

Eine tiefe Stille folgte.

Der Greis bemerkte die drei Damen und den Baron d'Artagnon. In diesem aufs höchste gespannten Augenblick vernahm

Etienne, dessen Gehörsinn überaus geschärft war, die Stimme Gabrielles, die ihn wissen lassen wollte, daß sie in der Bibliothek verborgen sei. Sie sang diese Worte:

„. . . Der weichste Flaum,
Er gleicht dir kaum
Und die Lilie beschämt dich nicht . . ."

Das verfluchte Kind, das von dem schrecklichen Wort des Vaters in die Abgründe des Todes geschleudert worden war, tauchte wieder auf den Flügeln dieses Gesanges an die Oberfläche des Lebens. Obgleich der plötzliche gewaltsame Schreck ihm das Herz gebrochen hatte, sammelte er seine Kräfte, erhob das Haupt und sah zum erstenmal in seinem Leben dem Vater voll ins Antlitz; er tauschte Verachtung gegen Verachtung und sagte mit bittrem Haß:

„Ein Edelmann darf nicht lügen!"

Mit einem Sprung war er an der entgegengesetzten Türe des Saales und rief:

„Gabrielle!"

Und plötzlich tauchte aus dem Schatten das zarte Wesen auf, wie eine Lilie im Blätterwerk, und stand zitternd vor der kleinen Gruppe spöttischer Frauen, die Etiennes Liebesgeschichte kannten.

Der alte Herzog glich in seiner unbeschreiblichen Wut einer Gewitterwolke, die den zündenden Blitz noch nicht geschleudert hat. Er löste sich von dem glänzenden Hintergrund, den die kostbaren Gewänder der höfischen Damen bildeten.

Jeder andere hätte vor der Wahl zwischen Mißheirat oder dem Verzicht auf Fortsetzung des Geschlechts gezögert; aber in diesem ungezügelten alten Mann lebte die Raubtierwildheit, die

bis dahin alle menschlichen Schwierigkeiten entschieden hatte. Er zog bei jeder Gelegenheit sein Schwert, als das einzige Mittel, das er kannte, um den gordischen Knoten des Lebens zu durchhauen.

In dieser Lage, wo alles in ihm in höchstem Aufruhr war, triumphierte seine wahre Natur. Zweimal der Lüge geziehen von einem verabscheuten Geschöpf, von seinem tausendmal verfluchten Kind — und nun mehr als je verflucht, da dessen verächtliche Schwäche über seine bisher unerschütterliche Allmacht triumphierte: das war zu viel; in ihm war nichts mehr, weder Vater noch Mensch: Der Tiger stürzte aus der Höhle, die ihn sonst verbarg. Der Greis, den die Rache verjüngte, warf dem lieblichsten Paar Engel, das je auf Erden geweilt, einen so haßerfüllten Blick zu, daß der allein genügte, sie zu ermorden.

„Gut! So verreckt beide! — Du verdammte Mißgeburt, Zeugnis meiner Schande — und du," sagte er zu Gabrielle, „elende Gassendirne mit der Vipernzunge, die mein Haus vergiftet hat!"

Diese Worte trugen alles Grauen, mit dem sie beladen waren, in die Herzen der beiden Kinder. In demselben Augenblick, als Etienne die breite Hand seines Vaters das Eisen über Gabrielle schwingen sah, verschied er; und Gabrielle, die ihn noch stützen wollte, fiel tot zu Boden.

Der Greis schloß, noch schäumend vor Wut, die Türe und sagte zu dem Fräulein von Grandlieu:

„Ich will Sie heiraten, ja, ich!"

„Und Sie sind noch jung und feurig genug, um eine blühende Nachkommenschaft zu haben," flüsterte die Gräfin ins Ohr dieses Greises, der unter sieben Königen von Frankreich gedient hatte.

Eine Leidenschaft in der Wüste

„Dieses Schauspiel ist schrecklich," sagte sie, als wir die Menagerie des Herrn Martin verließen.

Sie hatte den kühnen Tierbändiger mit seiner Hyäne „arbeiten" gesehen — um im Plakatstil zu reden.

„Durch welche Mittel", fuhr sie fort, „kann er seine Tiere so gezähmt haben, daß er ihrer Zuneigung sicher genug ist, um ...?"

„Diese Tatsache, die Ihnen ein Problem scheint," fiel ich ihr ins Wort, „ist trotzdem etwas ganz Natürliches."

„Oh!" rief sie aus, und ein ungläubiges Lächeln irrte über ihre Lippen.

„Sie glauben also, die Tiere empfinden keine Leidenschaften?" fragte ich sie. „So vernehmen Sie denn, daß wir auch auf sie alle Laster übertragen können, die wir dem heutigen Stande der Zivilisation verdanken."

Sie sah mich erstaunt an.

„Doch ich gestehe," fuhr ich fort, „als ich Herrn Martin das erstemal sah, entschlüpfte mir gleich Ihnen ein Ausruf der Überraschung. Ich stand damals neben einem ehemaligen Soldaten, dem das rechte Bein fehlte, und der gleichzeitig mit mir eingetreten war. Sein Gesicht war mir aufgefallen. Es war einer jener unerschrockenen Köpfe, denen der Krieg seinen Stempel aufgedrückt hat und auf denen alle Schlachten Napoléons geschrieben stehen. Dieser alte Soldat hatte eine freimütige und heitere Miene, die mich immer einzunehmen pflegt. Sicherlich war er einer jener kühnen Gesellen, die nichts verblüffen kann, die selbst an der letzten Grimasse eines Kameraden etwas zum Lachen finden, ihn fröhlich einscharren oder ausplündern, die Kugeln mit Überlegenheit herausfordern, kurz — die nicht lange nachdenken und die sich mit dem Teufel verbrüdern würden. Er sah den Menageriebesitzer, der aus seiner Bude

trat, aufmerksam an, dann kräuselte er die Lippen zu einem verächtlichen Lächeln, — jene bezeichnende Gebärde, durch die überlegene Menschen sich von Dummköpfen zu unterscheiden suchen; und als ich den Mut des Herrn Martin rühmte, lächelte er, wiegte den Kopf und sagte trocken:

‚Kennen wir!‘

‚Wie das?‘ fragte ich. ‚Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir das Geheimnis erklären wollten.‘

Einige Minuten darauf — wir hatten inzwischen Bekanntschaft miteinander geschlossen — gingen wir in das nächstbeste Restaurant, um miteinander zu speisen. Beim Dessert verlieh eine Flasche Champagner den Erinnerungen dieses seltsamen Soldaten die nötige Klarheit. Er erzählte mir seine Geschichte, und ich sah, daß er zu dem Ausruf ‚Kennen wir!‘ berechtigt gewesen war.“ — —

Als wir ihre Wohnung erreicht hatten, benahm sie sich so zuvorkommend, machte sie mir so viel Versprechungen, daß ich mich bereit erklärte, das Bekenntnis des Soldaten für sie niederzuschreiben. Andern Tages also erhielt sie diese Episode aus einem Heldenleben, das man „Die Franzosen in Ägypten“ benennen könnte.

*

Zur Zeit des Feldzuges, den der General Desaix in Oberägypten unternahm, geriet ein provenzalischer Soldat in die Hände der Araber und wurde von ihnen in die Wüste jenseits der Nilkatarakte entführt. Um zwischen sich und das französische Heer einen beruhigenden Abstand zu legen, machten die Araber einen Eilmarsch und hielten erst des Nachts Rast. Sie kampierten um einen von Palmen umstellten Brunnen, in dessen Nähe sie schon früher einige Vorräte vergraben hatten. Da

ihnen gar nicht einfiel, ihr Gefangener könne an Flucht denken, so begnügten sie sich damit, ihm die Hände zu fesseln, und schliefen ein, nachdem sie einige Datteln gegessen und ihren Pferden Gerste gegeben hatten. Als der kühne Provenzale sah, daß seine Feinde außerstande waren, ihn zu überwachen, bemächtigte er sich mit Hilfe seiner Zähne eines ihrer krummen Schwerter; mit den Knien hielt er die Klinge fest, schnitt die Stricke durch, die ihn des Gebrauchs der Hände beraubten, und war frei. Sogleich ergriff er einen Karabiner und einen Dolch, versah sich mit einem Vorrat getrockneter Datteln, einem Säckchen Gerste und Pulver und Kugeln. Dann gürtete er sich mit dem Säbel, bestieg ein Pferd und sprengte in der Richtung, in der er die französische Armee vermutete, davon. In seiner Ungeduld, ein Biwak wiederzufinden, spornte er den ohnedies überanstrengten Renner derart an, daß das arme Tier mit zerrissenen Flanken verendete und den Franzosen mitten in der Wüste zurückließ.

Nachdem er mit dem ganzen Mut eines entsprungenen Sträflings lange Zeit durch den Sand gewandert war, mußte er haltmachen; der Tag ging zur Neige. Trotz der schönen Klarheit des orientalischen Nachthimmels fühlte er nicht die Kraft in sich, seinen Weg fortzusetzen. Er hatte glücklicherweise eine Bodenwelle bestiegen, auf deren Höhe einige Palmen aufragten; ihr Blattwerk, das er schon von weitem bemerkt hatte, war seinem Herzen ein süßer Trostspender und Ansporn gewesen. Seine Ermattung war so groß, daß er sich auf einen Granitblock niederlegte, dem eine Laune der Natur die Form eines Feldbetts gegeben hatte; und er schlief ein, ohne irgendeine Vorsichtsmaßregel zur Sicherung seines Schlummers getroffen zu haben. Er hatte sein Leben bereits aufgegeben, und sein letzter

Gedanke vor dem Einschlafen war ein Bedauern, die Araber verlassen zu haben, deren Nomadenleben ihm jetzt, da er fern von ihnen und hilflos war, beneidenswert erschien.

Die Sonne, deren unerbittliche Strahlen senkrecht auf den Granit fielen und eine unerträgliche Hitze erzeugten, weckte ihn. Nun hatte er die Ungeschicklichkeit begangen, sich so zu legen, daß der Schatten der grünen und majestätischen Palmkronen ihn nicht schützte ... Er blickte zu den einsamen Bäumen auf und erbebte! Sie erschienen ihm wie die edelgeformten und blattwerkgekrönten sarazenischen Säulen der Kathedrale von Arles. Doch als er die Palmen gezählt hatte und um sich blickte, ward seine Seele von Verzweiflung ergriffen. Er sah einen uferlosen Ozean. Der schwärzliche Wüstensand dehnte sich endlos nach allen Seiten und glitzerte wie eine Stahlklinge, auf die ein helles Licht fällt. Er wußte nicht, war es ein Eismeer oder eine Menge von Seen, die zu einem Spiegel ineinanderflossen. Ein feuriger Dunst wogte und wirbelte über dieser schwankenden Erde. Der Himmel erstrahlte in orientalischer Glut und einer Klarheit, die zur Verzweiflung bringen konnte, denn er ließ der Phantasie nichts mehr zu wünschen übrig. Himmel und Erde standen in Flammen. Die Stille erschreckte durch ihre fremde und unheimliche Majestät. Die Unendlichkeit, die Unermeßlichkeit, bedrückten die Seele: kein Wölkchen am Himmel, kein Hauch in der Luft, keine Unterbrechung in den leisen Wellenlinien des Sandmeeres; kurz, der Horizont zeichnete sich wie bei schönem Wetter am Meer als eine messerrückenfeine Lichtlinie ab. Der Provenzale preßte den Stamm einer Palme, als sei es die Gestalt eines Freundes; dann setzte er sich nieder und weinte im schwachen Schutz des Schattens, den der Baum auf dem Granit abzeichnete. Und da blieb er und betrachtete mit unend-

licher Trauer die unversöhnliche Szene, die sich seinen Blicken bot. Er schrie, als wolle er die Einsamkeit auf die Probe stellen. Seine Stimme, die sich in den Einbuchtungen der Bodenwelle verlor, schickte nur einen matten Klang in die Ferne, der kein Echo weckte; das Echo war in seinem Herzen. Der Provenzale war zweiundzwanzig Jahre alt, er lud seinen Karabiner ...

„Dazu ist immer noch Zeit," sagte er und legte die befreiende Waffe wieder nieder.

Der Soldat blickte abwechselnd auf die schwärzlich schimmernden und auf die blauen Weiten und träumte von Frankreich. Er atmete mit Entzücken den Geruch der Gassen von Paris, er rief sich die Städte ins Gedächtnis, durch die er gekommen war, die Gesichter seiner Kameraden und die belanglosesten Ereignisse seines Lebens. Schließlich zauberte ihm seine südliche Einbildungskraft in den Hitzwellen, die über der Sanddecke spielten, die rollenden Kiesel seiner geliebten Provence vor Augen. Die Gefahren einer so grausamen Fata Morgana fürchtend, stieg er den Hügel an der entgegengesetzten Seite hinab. Seine Freude war groß, als er in den ungeheuren Granitblöcken, die das Fundament des Hügels bildeten, eine Art natürlicher Grotte gewahrte. Die Reste einer Matte bekundeten, daß diese Zufluchtsstätte früher einmal bewohnt gewesen war. Einige Schritte weiter gewahrte er dattelntragende Palmen. Da erwachte der Instinkt, der uns ans Leben fesselt, von neuem in seinem Herzen. Er hoffte, lange genug zu leben, bis ein Arabertrupp vorüberkäme; vielleicht auch würde er bald das Donnern der Kanonen hören; denn Bonaparte durcheilte jetzt Ägypten.

Von diesem Gedanken belebt, schlug der Franzose einige Reihen reifer Datteln herunter, unter deren Gewicht die Pal-

men sich zu neigen schienen, und er vergewisserte sich beim Genuß dieses unverhofften Manna, daß der frühere Bewohner der Grotte die Palmen angebaut hatte: das frische und saftige Fleisch der Datteln verriet in der Tat besondere Pflege. Der Provenzale geriet plötzlich aus einer düsteren Verzweiflung in eine tolle Freude. Er stieg wieder auf den Hügel hinauf und benutzte den Rest des Tages, einen der unfruchtbaren Palmbäume zu fällen, die ihm am vorhergehenden Abend als Dach gedient hatten. Es war ihm eine unklare Erinnerung daran gekommen, daß die Wüste von Tieren belebt sei, und da er vermutete, sie könnten zu der im Sande verrinnenden Quelle am Fuße des Felsens zur Tränke kommen, beschloß er, sich vor ihrem Besuch durch eine Schranke zu schützen, mit der er seine Einsiedelei verschloß. Trotz seines Feuereifers, trotz der Kräfte, die ihm die Angst verlieh, im Schlafe zerrissen zu werden, war es ihm nicht mehr möglich, noch am nämlichen Tage die Palme in Stücke zu hacken; doch es gelang ihm, sie umzuhauen. Als gegen Abend die Königin der Wüste fiel, hallte der Lärm ihres Sturzes in der Ferne wider, und es war, als stöhne die Einsamkeit auf; der Soldat erzitterte, als habe er eine Stimme vernommen, die ihm Unglück verkünde. Doch wie ein Erbe, der sich über den Tod eines Verwandten nicht lange in Trauerbezeigungen ergeht, entblößte er den schönen Baum seiner langen und breiten grünen Blätter, die seinen poetischen Schmuck bilden, und bediente sich ihrer, um die Matte auszubessern, auf die er sich schlafen legen wollte.

Ermüdet von der Hitze des Tages, schlief er unter der köstlichen Täfelung seiner feuchten Grotte ein. Mitten in der Nacht wurde sein Schlummer von einem sonderbaren Geräusch gestört. Er richtete sich auf, und in der ungewöhnlichen Stille ver-

nahm er das Ein und Aus einer Atemanstrengung, deren wilde Kraft unmöglich von einem Menschen stammen konnte. Eine namenlose Angst, gepaart mit Hunger, der Kälte und seiner noch schlaftrunkenen Phantasie, ließ sein Herz erbeben. Kaum vermochte er zu fühlen, wie sein Haar sich schmerzend sträubte, als er mit weit aufgerissenen Augenlidern im Dunkeln zwei matte gelbe Lichter gewahrte. Zunächst hielt er die Lichter für eine Augentäuschung, aber als ihm mit der Zeit der helle Glanz der Nacht half, die Dinge in der Grotte wahrzunehmen, erkannte er ein mächtiges Tier, das zum Sprunge vor ihm lag. War es ein Löwe, ein Tiger oder ein Krokodil? Der Provenzale war nicht unterrichtet genug, um zu wissen, in welche Gattung sein Feind gehörte; aber sein Entsetzen war um so größer, als seine Unwissenheit ihn alle diese Schrecken auf einmal befürchten ließ. Er ertrug die grausame Marter, den tierischen Atemzügen mit qualvoller Aufmerksamkeit zu lauschen, ohne daß er selbst es wagte, irgendeine Bewegung zu machen. Ein Geruch, so kräftig wie der Geruch der Füchse, aber durchdringender, sozusagen peinlicher, erfüllte die Grotte; und als der Provenzale diesen Duft einsog, erreichte seine Angst ihren Gipfel, denn er wußte nun, daß an dem Vorhandensein eines schrecklichen Gefährten, dessen königliche Höhle ihm zum Lager diente, nicht mehr zu zweifeln war. Bald darauf, als der Mond sich dem Horizont näherte und seine Strahlen in die Höhle schickte, schimmerte das gefleckte Fell eines Panthers auf. Dieser Löwe Ägyptens schlief so friedlich zusammengerollt wie ein großer Hund, der glückliche Besitzer einer prunkvollen Hütte neben einem prunkvolleren Hause; seine Augen, die einen Augenblick lang offen gewesen waren, hatten sich wieder geschlossen. Er hatte das Gesicht dem Franzosen zugekehrt. Tausend wirre Gedan-

ken jagten dem Gefangenen des Panthers durch den Kopf. Zuerst wollte er ihn mit einem Flintenschuß töten, aber er bemerkte, daß zwischen ihm und dem Tier nicht genug Raum war, die Büchse anzulegen; das Rohr hätte darüber hinausgeragt. Und wenn er ihn aufweckte! ... Diese Vorstellung ließ ihn erstarren. Als er inmitten der Stille sein Herz pochen hörte, verwünschte er die lauten Schläge, so besorgt war er um jenen Schlummer, der ihm erlaubte, einen heilsamen Ausweg zu suchen. Zweimal legte er die Hand an sein Schwert, in der Absicht, seinem Feinde den Kopf abzuhauen; aber die Schwierigkeit, ein dichtes und hartes Fell zu durchhauen, zwang ihn, den kühnen Plan fallen zu lassen.

„Ihn fehlen! das wäre der sichere Tod," dachte er.

Er meinte, ein regelrechter Kampf sei vorzuziehen, und beschloß, den Tag abzuwarten. Und der Tag ließ sich nicht lange bitten. Nun konnte der Franzose den Panther betrachten; sein Maul war blutig.

„Er hat gut gefressen! ..." dachte der Soldat, ohne sich darum zu kümmern, ob das Festmahl aus Menschenfleisch bestanden haben mochte, „er wird keinen Hunger haben, wenn er erwacht."

Es war ein Weibchen. Der Pelz an Bauch und Schenkeln glänzte weiß; kleine samtartige Flecken bildeten hübsche Spangen um die Tatzen. Der muskulöse Schweif war ebenfalls weiß und trug nur an der Spitze ein paar schwarze Ringe. Der Rükken des Kleides, gelb wie mattes Gold, aber glatt und weich, trug jene charakteristische Sprenkelung, deren einzelne Tupfen einer Rose gleichen und mit deren Hilfe man die Panther von den andern Felisarten unterscheidet. Die stille und gefährliche Hausbesitzerin schnarchte in einer Stellung, deren Anmut derje-

nigen eines schlummernden Kätzchens auf einem Ruhebett nicht nachstand. Ihre blutbefleckten sehnigen und wohlbewaffneten Tatzen lagen unter ihrem Kopf, dessen vereinzelte und starre Schnurrhaare wie Silberdraht seitwärts abstanden. Hätte der Provenzale sie so ruhend in einem Käfig erblickt, so hätte er sicher ihre Anmut und die prächtigen Farbenkontraste bewundert, die ihrem Pelzgewand den königlichen Glanz verliehen; jetzt aber fühlte er seine Blicke von dem gefahrvollen Anblick getrübt. Die Nähe selbst des schlafenden Panthers brachte bei ihm eine ähnliche Wirkung hervor, wie die magnetischen Augen der Schlange auf die Nachtigall. Der Soldat verlor angesichts dieser Gefahr den Mut, während er sicher mitten zwischen den Schlünden bombenspeiender Kanonen begeistert gekämpft hätte. Doch plötzlich blitzte ein unerschrockener Gedanke in seiner Seele auf und trocknete den kalten Schweiß, der ihm von der Stirne rann: Als ein Mensch, den das Unglück bis zum Äußersten getrieben hat und der dem Tode nun nicht mehr trotzt, sondern sich seinen Schlägen darbietet, sah er, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, eine Tragödie in diesem Abenteuer und beschloß, seine Rolle darin bis zur letzten Szene ehrenhaft zu Ende zu spielen.

„Vorgestern hätten mich vielleicht die Araber getötet! . . .“ sagte er sich.

Er betrachtete sich nur mehr als einen Toten und erwartete tapfer und mit unruhiger Neugier das Erwachen seines Feindes. Als die Sonne unterging, öffnete der Panther plötzlich die Augen; dann reckte er kräftig die Tatzen, wie um ihre Steifheit abzuschütteln und sie wieder gelenkig zu machen. Dann gähnte er und enthüllte den furchtbaren Anblick seiner Zähne und seiner Zunge, die rauh war wie ein Reibeisen.

„Sie benimmt sich wie eine kleine Geliebte! . . .“ dachte der Franzose, als er zusah, wie die Bestie sich rollte und die zierlichsten und koketteſten Bewegungen machte.

Sie leckte das Blut von ihren Pfoten, von ihren Lefzen und kratzte sich mehrmals mit anmutigen Gesten den Kopf.

„Schön! . . . Noch ein bißchen Toilette . . .“ sagte der Franzose bei sich selbst, der mit seinem Mut auch seine Heiterkeit zurückgewann. „Wir wollen uns guten Morgen sagen.“

Und er ergriff den kurzen Dolch, den er den Arabern geraubt hatte.

In diesem Augenblick kehrte der Panther dem Franzosen den Kopf zu und sah ihn fest an, ohne sich zu rühren. Die Starrheit seiner metallischen Augen und ihr unerträglicher Glanz ließen den Provenzalen erzittern, besonders als die Bestie auf ihn zukam; aber er sah sie mit zärtlichen und ausdauernden Blicken an, als wollte er sie magnetisieren, und ließ sie herankommen. Dann strich er mit einer Bewegung, so sanft, so liebevoll, als streichele er die hübscheste Frau, mit der Hand über den ganzen Körper hin, vom Kopf bis zum Schwanz, indem er mit den Nägeln die geschmeidigen Wirbel reizte, die den gelben Rücken des Panthers teilten. Die Bestie hob wollüstig den Schweif, ihre Augen blickten sanfter; und als der Franzose zum dritten Male diese überlegte Liebkosung ausgeführt hatte, ließ sie jenes Schnurren vernehmen, mit dem unsere Katzen ihre Zufriedenheit zu erkennen geben; aber dies Gemurmel drang aus einer so mächtigen und so abgründigen Kehle, daß es in der Grotte widerhallte, wie das letzte Summen der Orgel in der Kirche. Der Provenzale begriff die Bedeutsamkeit seiner Liebkosungen und verdoppelte sie, um diese gebieterische Kurtisane zu betäuben, zu verblüffen. Als er überzeugt war, die Wild-

heit seiner launischen Gefährtin, die glücklicherweise am Abend vorher ihren Hunger gestillt hatte, besänftigt zu haben, erhob er sich und wollte die Grotte verlassen. Das Pantherweibchen ließ ihn hinausgehen, aber als er den Hügel erklommen hatte, setzte sie ihm mit der Leichtigkeit eines Sperlings, der von Zweig zu Zweig hüpft, nach und begann sich an den Beinen des Soldaten zu reiben und einen Buckel zu machen wie die Katzen. Dann sah sie ihren Gast mit etwas weniger stählernen Blicken an und stieß jenen wilden Schrei aus, den die Naturforscher mit dem Geräusch einer Säge vergleichen.

„Sie ist anspruchsvoll!" rief der Franzose lächelnd aus.

Er versuchte, mit ihren Ohren zu spielen, ihr den Bauch zu streicheln und ihr den Kopf mit den Nägeln tüchtig zu kratzen; und seinen Erfolg gewahrend, kitzelte er ihr den Schädel mit der Spitze seines Dolches und wartete auf den rechten Augenblick, sie zu töten; aber die Härte der Knochen ließ ihn vor einem Mißerfolg erzittern.

Die Sultanin der Wüste zollte den Talenten ihres Sklaven Anerkennung, indem sie den Kopf hob, ihm den Hals hinreckte und durch ihr Stillhalten ihre wollüstige Befriedigung verriet. Der Franzose überlegte plötzlich, daß es nur einen Weg gab, diese feurige Fürstin auf einen Schlag zu töten — nämlich: ihr den Dolch in die Kehle zu stoßen; und er hob die Klinge, als das Tier sich, offenbar befriedigt, anmutig zu seinen Füßen niederlegte und mit Blicken zu ihm aufsah, in denen sich trotz einer angeborenen Wildheit ein gewisses Wohlwollen spiegelte. Der arme Provenzale lehnte sich an eine der Palmen und verzehrte seine Datteln. Aber er warf abwechselnd einen forschenden Blick auf die Wüste, um nach Rettern auszuspähen, und auf seine furchtbare Genossin, um sich ihrer unsicheren Gunst zu verge-

wissern. Das Pantherweibchen blickte jedesmal, wenn er einen Dattelkern fortwarf, auf die Stelle, wo er niederfiel, und ihre Augen drückten ein unglaubliches Mißtrauen aus. Sie beobachtete den Franzosen mit kaufmännischer Vorsicht; aber diese Prüfung fiel zu seinen Gunsten aus, denn als er sein mageres Mahl beendet hatte, leckte sie ihm die Schuhe, und mit ihrer rauhen und starken Zunge gelang es ihr wundersamerweise, den tief in die Falten eingedrungenen Staub zu entfernen.

„Aber wenn sie Hunger bekommt! . . ." dachte der Provenzale.

Ungeachtet des Grauens, das ihn bei diesem Gedanken befiel, machte sich der Soldat voll Neugier daran, die Maße des Panthers abzuschätzen. Es war sicherlich eines der schönsten Exemplare seiner Gattung, denn er hatte drei Fuß Höhe und vier Fuß Länge, ungerechnet den Schwanz. Diese mächtige, keulenförmige Waffe hatte ebenfalls drei Fuß. Der Kopf, der ebenso groß war wie der einer Löwin, zeichnete sich durch eine seltene Feinheit aus; wohl zeigte er die kalte Grausamkeit des Tigers, aber er hatte auch etwas von dem Ausdruck einer spitzbübischen Frau. Kurzum, momentan zeigte das Gesicht dieser einsamen Königin eine gewisse Lustigkeit, ähnlich der des betrunkenen Nero: sie hatte ihren Blutdurst gelöscht und wollte spielen.

Der Soldat versuchte hin und her zu gehen; der Panther gestattete es ihm und begnügte sich, ihm mit den Blicken zu folgen. Er glich dabei weniger einem treuen Hund als einer großen Angorakatze, die von allem, selbst den Bewegungen ihres Herrn, beunruhigt wurde. Als er sich umwandte, erkannte er zur Seite der Quelle die Überreste seines Pferdes; der Panther hatte den Kadaver bis hierher geschleppt. Jetzt war es ihm leicht, sich

die Abwesenheit des Panthers und seinen Verzicht auf weiteres Fleisch zu erklären. Dieser glückliche Zufall ermutigte ihn, zuversichtlicher in die Zukunft zu blicken, und er faßte den vollen Entschluß, den Tag über gute Gemeinschaft mit dem Pantherweibchen zu halten und kein Mittel zu versäumen, sie zu zähmen und ihre Herablassung zu gewinnen. Er kam zurück zu ihr und hatte die unaussprechliche Freude, zu sehen, wie sie ein ganz klein wenig die Schwanzspitze bewegte. Furchtlos setzte er sich neben sie, und sie begannen miteinander zu spielen: er nahm ihre Tatzen, ihr Maul in die Hand, er kniff sie in die Ohren, drehte sie auf den Rücken und kraute ihre heißen und seidigen Flanken. Sie ließ es geschehen, und als der Soldat versuchte, das Fell an den Tatzen zu glätten, zog sie sorgsam ihre Krallen ein, die krumm wie Damaszenerklingen waren. Der Franzose, der die eine Hand am Dolch hatte, gedachte noch immer, ihn dem allzu vertrauenden Panther in den Leib zu stoßen; aber er fürchtete, das mächtige Tier würde ihn sofort in seinem Todeskrampf erdrosseln. Und überdies empfand er bei diesem Vorhaben etwas wie Reue und eine Stimme, die ihm gebot, ein wehrloses Tier zu schonen. Es schien ihm, als habe er in dieser endlosen Wüste eine Freundin gefunden. Unwillkürlich dachte er an seine erste Geliebte, die er „Liebchen" genannt hatte, — aus Ironie, denn sie war von solch zügelloser Eifersucht gewesen, daß er während der ganzen Dauer ihres Liebesverhältnisses das Messer zu fürchten hatte, mit dem sie ihn bedrohte. Die Erinnerung an diese Jugendzeit brachte ihn auf den Gedanken, das junge Pantherweibchen zu lehren, auf diesen Namen zu hören, bewunderte er doch jetzt ihre Behendigkeit, Anmut und schlanke Uppigkeit schon etwas sorgloser.

Gegen Ende des Tages hatte er sich an seine gefährliche Lage

gewöhnt, deren Anstrengungen ihm reizvoll und beinahe lieb geworden waren. Er hatte seine Gefährtin tatsächlich dahin gebracht, daß sie ihn ansah, sobald er mit Falsettstimme „Liebchen" rief. Bei Sonnenuntergang ließ sie mehrmals einen tiefen und schwermütigen Schrei ertönen.

„Sie ist gut erzogen . . .," dachte der fröhliche Soldat; „sie spricht ihr Nachtgebet."

Aber dieser scherzhafte Gedanke kam ihm erst dann, als er gewahrte, daß seine Freundin ihre ruhevolle Haltung nicht aufgab.

„Vorwärts, kleine Blonde! Du darfst zuerst schlafen gehen," sagte er und zählte dabei auf die Schnelligkeit seiner Beine, um, sobald sie eingeschlafen wäre, eilends davonzulaufen und sich ein anderes Nachtlager zu suchen.

Ungeduldig harrte der Soldat auf die Stunde seiner Flucht, und als sie gekommen war, schritt er geschwind in der Richtung auf den Nil davon; aber kaum hatte er im Sande eine Viertelmeile zurückgelegt, als er hörte, wie der Panther hinter ihm herhetzte und von Zeit zu Zeit seinen schrillen Schrei ausstieß, der noch beängstigender war als der dumpfe Laut seiner Sprünge.

„Ach," sagte er bei sich, „sie hat mich in ihr Herz geschlossen! . . . Vielleicht ist diese junge Schöne noch niemandem begegnet; es ist schmeichelhaft, ihre erste Liebe zu besitzen!"

In diesem Augenblick fiel er in eine jener Gruben lockeren Treibsandes, wie sie den Reisenden gar oft verderblich werden, und aus denen man sich nicht wieder herausarbeiten kann. Als er sich verloren sah, stieß er einen Angstschrei aus. Der Panther packte ihn mit den Zähnen am Kragen, sprang mit gewaltigem Satz nach rückwärts und zog ihn wie durch ein Wunder aus dem Abgrund.

„Ah, Liebchen!" rief der Soldat und streichelte sie entzückt, „jetzt steht es zwischen uns auf Leben und Tod ... aber, keine Possen!"

Und er kehrte um.

Von nun ab war die Wüste gewissermaßen „bevölkert". Sie barg ein Wesen, zu dem der Franzose reden konnte, und das um seinetwillen seine Wildheit abgelegt hatte, ohne daß er sich die Motive dieser unglaublichen Freundschaft erklären konnte. So mächtig auch das Verlangen des Soldaten war, wach zu bleiben und auf seiner Hut zu sein, so schlief er dennoch ein. Als er erwachte, war „Liebchen" nicht mehr zu sehen; er stieg auf den Hügel und sah sie aus der Ferne in langen Sätzen herbeieilen, nach Art dieser Tiere, denen ein regelrechtes Laufen infolge der außerordentlichen Biegsamkeit ihrer Wirbelsäule unmöglich ist. „Liebchen" kam mit blutenden Lefzen. Sie bekam von ihrem Kameraden die nötigen Liebkosungen und bezeugte durch mehrfaches, ernsthaftes Schnurren, wie erfreut sie darüber war. Ihre sanften Augen blickten noch zärtlicher als am Tage vorher auf den Provenzalen, der wie zu einem Haustier mit ihr sprach.

„He, he! Mein Fräulein — denn Ihr seid ein ehrbares Mädchen, nicht wahr? — ... wir lieben es, gestreichelt zu werden! Schämst du dich nicht! Du hast irgend einen Araber gefressen!... Gut, schließlich sind es nur Tiere wie du selbst. Aber knacke mir keinen Franzosen ... sonst entziehe ich dir meine Liebe!"

Sie spielte mit ihm wie ein junger Hund mit seinem Herrn, ließ sich auf den Rücken wälzen, schlagen und liebkosen, und manchmal ermunterte sie den Soldaten, indem sie ihm wie bittend die Tatze hinstreckte.

Einige Tage gingen so hin. Seine Gefährtin erlaubte dem Provenzalen, die eigenartige Schönheit der Wüste zu bewun-

dern. Vom Augenblicke an, da er hier Stunden der Angst und der Ruhe erlebte, Nahrung fand und ein Geschöpf, das seine Gedanken beschäftigte, war seine Seele von Widersprüchen erfüllt ... Es war ein Leben voller Gegensätze. Die Einsamkeit enthüllte ihm alle ihre Geheimnisse, umschmeichelte ihn mit ihren Reizen. Er entdeckte im Auf- und Untergang der Sonne ein Schauspiel, das der Menge unbekannt ist. Er konnte erzittern, wenn er über seinem Haupt den leisen Flug eines Vogels vernahm — ein seltner Gast! — wenn er die Wolken ineinanderfließen sah, — diese wechselnden, buntschimmernden Wanderer! Er beobachtete des Nachts die Lichter des Mondes auf dem Meer von Sand, das der Samum in schnellem Wechsel zu hohen Wogen und kleinen Kräuselungen aufrührte. Er lebte mit dem Tag des Morgenlandes, er bewunderte seine zauberhafte Pracht; und oft, wenn er das furchtbare Schauspiel eines Orkans in dieser Ebene erlebt hatte, wo der aufgewirbelte Sand rote und trockene Nebel und tödliche Wolkenmassen schuf, sah er mit Entzücken die Nacht kommen, denn sie brachte die wohltuende Frische von Sternenglanz und Dunkel. Seine Phantasie lauschte auf eine himmlische Musik, und die Einsamkeit lehrte ihn das Glück der Träumerei. Er brachte ganze Stunden damit hin, sich an ein Nichts zu erinnern, sein vergangenes Leben mit seinem gegenwärtigen zu vergleichen. Und schließlich begeisterte er sich für sein Pantherweibchen, da er etwas brauchte, an das er sein Herz hängen konnte. Sei es, daß sein starker Wunsch die Wildheit seiner Gefährtin gedämpft hatte, sei es, daß sie infolge der Kämpfe, die sich zur Zeit in der Wüste abspielten, übermäßig reiche Nahrung fand — sie schonte das Leben des Franzosen, der endlich sein Mißtrauen ablegte und sie für gezähmt hielt.

Den größten Teil des Tages verschlief er; aber er war genötigt, wach zu sein, wie eine Spinne im Mittelpunkt ihres Netzes, um sich den Augenblick der Befreiung nicht entgehen zu lassen, falls jemand sich in seinem Gesichtsfeld blicken ließ. Er hatte sein Hemd geopfert, um eine Fahne daraus zu machen, die er am Wipfel einer Palme befestigte, nachdem er sie ihrer Blätter beraubt hatte. Von der Notwendigkeit angetrieben, fand er mit Hilfe von Zweigen ein Mittel, sie ausgespannt zu halten; denn vielleicht traf es sich, daß im Augenblick, da des erwarteten Wanderers Blicke in die Wüste spähten, kein Wind die Fahne aufrichtete ...

In den langen Stunden seiner Hoffnungslosigkeit beschäftigte er sich mit dem Pantherweibchen. Er kannte nun den Unterschied des Tonfalls, den sie ihrer Stimme zu geben wußte, den Ausdruck ihrer Blicke, er hatte die seltsamen Formen eines jeden dunklen Flecks studiert, der das Gold ihres Kleides zierte. „Liebchen" grollte nicht einmal mehr, wenn er die Quaste, die ihren gefährlichen Schweif an seiner Spitze schmückte, in die Hand nahm, um die schwarzen und weißen Ringe daran zu zählen, die in der Sonne wie Edelsteinreifen blitzten. Er hatte Freude daran, die sanften und zarten Umrisse ihres Körpers zu betrachten, die Weiße des Fells am Bauch, die anmutige Form des Kopfes. Aber besonders wenn sie herumspielte, sah er ihr freudig zu, und die Behendigkeit, die Jugend ihrer Bewegungen verblüffte ihn immer wieder; er bewunderte ihre Geschmeidigkeit, wenn sie zum Sprung ansetzte, wenn sie kletterte, sich wälzte, sich niederlegte, sich anklammerte. Wie mächtig aber ihr Sprung und wie glatt auch der Granitblock war — sie hielt mitten im Laufen inne, sobald das Wort „Liebchen" ertönte.

Eines Tages, als strahlende Sonne war, durchsegelte ein un-

geheurer Vogel die Lüfte. Der Provenzale verließ das Pantherweibchen, um den neuen Gast zu betrachten. Aber nach kurzem Warten kam von der verlassenen Sultanin ein dumpfes Grollen.

„Bei Gott, ich glaube, sie ist eifersüchtig!" rief er, als er sah, wie hart ihre Augen blickten. „Die Seele der Virginia muß in ihren Leib gefahren sein, scheint mir! —"

Der Adler verschwand in den Lüften, während der Soldat die gewölbte Kruppe des Panthers bewunderte. Doch wieviel Anmut und Jugend war in ihren Linien! Sie war schön wie ein Weib. Der blonde Pelz des Rückenkleides und das matte Weiß der Flanken wurden durch zarte Töne miteinander verschmolzen. Das verschwenderische Sonnenlicht ließ die goldenen und braunen Flecke glänzend aufleuchten und gab ihnen einen unnennbaren Reiz. Der Provenzale und das Pantherweibchen sahen einander verständnisvoll an; die Kokette erbebte, als sie die Nägel ihres Freundes fühlte, der ihr den Schädel kratzte, ihre Augen strahlten auf wie Blitze, dann schloß sie sie fest.

„Sie hat eine Seele!" sagte er, als er die Ruhe dieser Königin der Sandwüste sah, die golden war wie diese, weiß wie diese, einsam und glühend wie diese . . .

*

„Nun," sagte sie, „ich habe Ihre Verteidigungsrede zugunsten der Tiere gelesen; aber wie endete das Beisammensein dieser beiden Wesen, die so geschaffen waren, einander zu verstehen?"

„Je nun! — Es endete wie alle großen Leidenschaften durch ein Mißverständnis. Man glaubt auf der einen wie auf der anderen Seite an irgendeinen Verrat, aus Stolz spricht man sich nicht aus, und aus Trotz überwirft man sich."

„Und manchmal in den schönsten Augenblicken," sagte sie;

„ein Blick, ein Ausruf genügen ... Doch nun, beenden Sie Ihre Erzählung."

„Es ist furchtbar schwer ... aber Sie werden begreifen, was der alte Haudegen mir schon anvertraut hatte, als er die Flasche Champagner leerte und ausrief:

„‚Ich weiß nicht, welches Unrecht ich ihr getan hatte, aber sie wandte sich um, als sei sie wütend, und mit ihren spitzen Zähnen verwundete sie mir den Schenkel, nur leicht allerdings. Ich aber glaubte, sie wolle mich fressen, und stieß ihr den Dolch in den Hals. Sie wälzte sich am Boden, mit einem Schrei, der mir das Herz erstarren ließ; ich sah, wie sie um sich schlug und mich ohne einen Funken Zorn ansah. Um alles in der Welt, um mein Ordenskreuz, das ich damals noch nicht besaß, hätte ich sie dem Leben zurückgeben mögen. Es war, als habe ich einen Menschen ermordet. Und die Soldaten, die meine Fahne gesehen hatten und die zu meiner Rettung herbeieilten, fanden mich in Tränen ... Nun, Herr,' fuhr er nach kurzem Schweigen fort, ‚inzwischen habe ich den Krieg in Deutschland, in Spanien, in Rußland und in Frankreich mitgemacht, ich habe meinen Leichnam gehörig spazieren geführt — aber ich habe nichts gesehen, was sich mit der Wüste vergleichen ließe ... Ah! Das ist etwas wunderbar Schönes!'

„‚Was für eine Empfindung hatten Sie dort!' fragte ich ihn.

„‚Oh, das läßt sich nicht sagen, junger Mann. Übrigens habe ich nicht immer Sehnsucht nach meiner Palmengruppe und nach meinem Pantherweibchen ... dazu muß ich traurig sein. In der Wüste, sehen Sie, da ist alles und da ist nichts ...'

„‚Aber dennoch, erklären Sie mir ...'

„‚Nun also,' erwiderte er mit einer ungeduldigen Bewegung, ‚da ist Gott ohne die Menschen.'"

El Verdugo

Die Turmuhr der kleinen Stadt Menda hatte Mitternacht geschlagen. An der Brüstung einer langen Terrasse, welche die Gärten des Schlosses von Menda einfaßte, lehnte ein junger französischer Offizier und schien in tieferes Sinnen versunken, als es bei der Sorglosigkeit des militärischen Lebens sonst üblich war; es muß aber auch gesagt werden, daß kaum je eine Landschaft, eine Nacht und eine Stunde mehr zur Nachdenklichkeit geschaffen war. Der schöne Himmel Spaniens wölbte über seinem Haupte einen azurenen Dom. Die flimmernden Sterne und das sanfte Licht des Mondes erhellten ein entzückendes Tal, das sich anmutig zu seinen Füßen breitete. An einen blühenden Orangenbaum gelehnt, konnte der Bataillonschef hundert Fuß tiefer die Stadt Menda liegen sehen, die sich zum Schutz gegen die Nordwinde zu Füßen des Felsens, der das Schloß trug, hingelagert hatte. Wenn er den Kopf wandte, erblickte er das Meer, dessen strahlende Fluten die Landschaft mit einem breiten Silbergürtel einsäumten. Das Schloß war erleuchtet. Der festliche Lärm eines Balles, die Klänge des Orchesters, das Gelächter der Offiziere und ihrer Tänzerinnen drangen, vermischt mit dem Murmeln der fernen Brandung, an sein Ohr. Die Frische der Nacht verlieh seinem von der Glut des Tages erschlafften Körper neue Energie. Die Gärten waren mit so duftenden Bäumen und berauschenden Blumen bepflanzt, daß es dem jungen Manne schien, als tauche er in ein Bad von Düften.

Das Schloß von Menda gehörte einem spanischen Granden, der es gegenwärtig mit seiner Familie bewohnte. Während dieses ganzen Abends hatte die ältere der Töchter den Offizier mit so trauriger Anteilnahme betrachtet, daß dieses Mitgefühl einer Spanierin wohl geeignet war, den Franzosen träumerisch

zu stimmen. Clara war schön, und wenngleich sie drei Brüder und eine Schwester hatte, so schien das Besitztum des Marquis von Legañes in den Augen Victor Marchands beträchtlich genug, um ihn glauben zu lassen, das junge Mädchen werde eine reiche Mitgift erhalten. Wie aber sollte man anzunehmen wagen, daß der von allen Edelleuten Spaniens am meisten auf seine Grandenwürde versessene Greis seine Tochter dem Sohne eines Pariser Gewürzkrämers geben würde. Überdies waren die Franzosen gehaßt. Der Marquis stand bei dem General G . . t . . r, dem Gouverneur der Provinz, in Verdacht, daß er zugunsten Ferdinands VII. einen Aufstand vorbereite; daher war das von Victor Marchand befehligte Bataillon in der kleinen Stadt Menda einquartiert worden, um die benachbarten Gegenden, die dem Marquis von Legañes anhingen, in Schach zu halten. Eine vor kurzem eingetroffene Eilbotschaft des Marschall Ney ließ befürchten, daß die Engländer demnächst an der Küste landen würden, und bezeichnete den Marquis als einen Mann, der mit dem Londoner Kabinett Beziehungen unterhielt. So war denn der junge Offizier trotz des guten Empfangs, den dieser Spanier ihm und seinen Soldaten bereitet hatte, fortwährend auf seiner Hut.

Als er der Terrasse zuschritt, von der aus er die Stadt und die seiner Überwachung anvertrauten Landschaften überblicken konnte, fragte er sich, wie er die Freundschaft zu deuten habe, die der Marquis ihm andauernd bezeigte, und wie die Ruhe des Landes mit den Besorgnissen seines Generals vereinbar sei. In einem Augenblick aber waren diese Gedanken verschwunden und hatten einem Gefühl der Wachsamkeit und sehr berechtigten Neugier Platz gemacht. Er hatte in der Stadt eine Menge Lichter bemerkt. Trotzdem an diesem Tag das Fest des heiligen

Jakob war, hatte er noch am Morgen befohlen, daß alle Feuer zu der von ihm bestimmten Stunde gelöscht würden. Nur das Schloß war von dieser Maßregel ausgenommen worden. Wohl sah er hier und dort an den gewohnten Posten die Bajonette seiner Soldaten aufblitzen; sonst aber war feierliche Stille, und nichts verkündete, daß die Spanier sich dem Rausche eines Festes hingaben. Nachdem er versucht hatte, sich die Übertretung, deren die Einwohner sich schuldig machten, zu erklären, fand er dieses Delikt nur um so geheimnisvoller, als er drunten Offiziere zurückgelassen hatte, die als Nachtpolizei die Runde zu machen hatten.

Mit dem Ungestüm der Jugend eilte er zu einer Bresche, um an den Felsen hinabzuklettern und auf diese Weise rascher als auf dem gewöhnlichen Wege zu einem kleinen Posten zu gelangen, der auf der Schloßseite am Eingang der Stadt aufgestellt war, als ein schwaches Geräusch seinen Lauf hemmte. Er glaubte den Sand der Wege unter dem leichten Schritt einer Frau knirschen zu hören. Er wandte den Kopf und sah nichts; aber seine Augen wurden von dem seltsamen Glanz des Meeres angezogen. Er gewahrte dort ein so unheilvolles Schauspiel, daß er vor Überraschung reglos stehen blieb und an eine Sinnestäuschung glaubte. Die bleichen Strahlen des Mondes erlaubten ihm, in ziemlicher Entfernung auf dem Meere eine Menge Segel wahrzunehmen. Er zitterte und suchte sich einzureden, diese Vision sei eine durch Wellen und Mondlicht hervorgerufene optische Täuschung.

In diesem Augenblick hörte der Offizier sich von einer heiseren Stimme angerufen, er wandte sich der Bresche zu und sah dort langsam den Kopf des Soldaten auftauchen, von dem er sich ins Schloß hatte begleiten lassen.

„Sind Sie es, Herr Kommandant?"

„Ja. Was gibt's!" sagte der junge Mann leise, denn eine Art Vorgefühl bestimmte ihn zur Heimlichkeit.

„Die Schufte da zappeln herum wie die Würmer, und wenn Sie gestatten, möchte ich Ihnen meine kleinen Beobachtungen mitteilen."

„Sprich!" erwiderte Victor Marchand.

„Ich bin einem Mann aus dem Schloß gefolgt, der mit einer Laterne in der Hand hierher ging. Eine Laterne ist sehr verdächtig! Ich glaube nicht, daß der Christ um diese Stunde etwa geweihte Kerzen anzünden will . . ., sie wollen uns fressen, habe ich mir gesagt, und bin ihm auf den Fersen geblieben. Ferner, Herr Kommandant, habe ich drei Schritt von hier auf einem Felsstück einen verdächtigen Reisighaufen entdeckt."

Ein entsetzlicher Schrei, der plötzlich aus der Stadt aufgellte, unterbrach den Soldaten. Ein grelles Licht beleuchtete den Kommandanten. Der arme Grenadier erhielt eine Kugel in den Kopf und sank um. Ein Holz- und Strohfeuer flammte wie eine Feuersbrunst zehn Schritte vor dem jungen Mann empor. Musik und Gelächter im Ballsaal waren verstummt. Eine Totenstille, die nur von Ächzen unterbrochen wurde, war an Stelle von Lärm und Festmusik getreten. Von der weißen Fläche des Meeres hallte ein Kanonenschuß herüber. Dem jungen Offizier trat kalter Schweiß auf die Stirn. Er war ohne Degen. Er begriff, daß seine Soldaten umgekommen waren, und daß die Engländer landen würden. Er sah sich entehrt, wenn er am Leben blieb, er sah sich vor ein Kriegsgericht gestellt. Da maß er mit den Blicken die Tiefe des Abgrunds zum Tal und wollte sich eben hinunterstürzen, als Claras Hand die seinige ergriff.

„Fliehen Sie!“ sagte sie; „meine Brüder folgen mir, um Sie zu töten. Dort unten, am Fuß des Felsens, werden Sie Juanitos Pferd finden. Eilen Sie!“

Sie schob ihn vorwärts. Der junge Mann sah sie verblüfft an; dann aber gehorchte er dem Selbsterhaltungstrieb, der oft den stärksten Menschen niederzwingt, und lief in der bezeichneten Richtung durch den Park, über Felsen, die bis dahin nur von den Ziegen begangen worden waren. Er hörte, wie Clara ihren Brüdern zurief, ihn zu verfolgen; er hörte die Schritte seiner Mörder; die Kugeln mehrerer Salven pfiffen ihm um die Ohren; aber er erreichte das Tal, fand das Pferd, bestieg es und verschwand mit der Geschwindigkeit des Blitzes.

In wenigen Stunden erreichte der junge Offizier das Quartier des Generals G..t..r, den er mit seinem Stab beim Essen antraf.

„Ich bringe Ihnen meinen Kopf!“ rief der Bataillonschef, als er bleich und erschöpft eintrat.

Er setzte sich und erzählte das entsetzliche Abenteuer. Eine furchtbare Stille folgte seinem Bericht.

„Ich finde, Sie haben mehr Unglück als Schuld,“ sagte endlich der schreckliche General. „Sie sind nicht verantwortlich für die Freveltat der Spanier; und falls der Marschall nicht anders bestimmt, so spreche ich Sie frei.“

Diese Worte waren dem unglücklichen Offizier nur ein schwacher Trost.

„Wenn der Kaiser das erfährt!“ rief er.

„Er würde Sie füsilieren lassen,“ sagte der General; „aber wir werden sehen. Also, sprechen wir nicht mehr davon, als nur in dem Sinne,“ fuhr er in strengem Tone fort, „wie wir eine

Rache nehmen können, die diesem Lande, wo man wie die Wilden Krieg führt, einen heilsamen Schrecken einjagt."

Eine Stunde später befand sich ein ganzes Regiment, eine Kavallerieabteilung und eine Artilleriebedeckung unterwegs. Der General und Victor marschierten an der Spitze der Kolonne. Die Soldaten, die von dem Massaker an ihren Kameraden unterrichtet worden waren, hatten eine beispiellose Wut. Die Strecke vom Quartier des Generals bis zur Stadt Menda wurde in erstaunlich kurzer Zeit zurückgelegt. Unterwegs fand der General ganze Dörfer unter den Waffen. Jeder dieser elenden Marktflecken wurde umzingelt und seine Bewohner dezimiert.

Ein unerklärliches Verhängnis hatte es gewollt, daß die englischen Schiffe, statt weiter vorzurücken, draußen vor Anker liegen geblieben waren; später allerdings erfuhr man, daß die Besatzung dieser Schiffe nur aus Artillerie bestand und daß dieser Teil des Transportes die Reise schneller zurückgelegt hatte als der Rest. So wurde die Stadt Menda, der das Erscheinen der englischen Segel die erwarteten Hilfskräfte anzukündigen schien, in ihren Hoffnungen getäuscht und fast ohne Schwertstreich von den französischen Truppen eingeschlossen. Die entsetzten Einwohner wollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Ein Opfermut, wie er auf dieser Halbinsel nicht selten war, veranlaßte die Mörder der Franzosen, dem als grausam bekannten General vorzuschlagen, sie wollten sich selber stellen, um so die vermutliche Einäscherung der Stadt und Niedermetzelung ihrer gesamten Bevölkerung abzuwenden. Er nahm das Anerbieten an, stellte aber zur Bedingung, daß alle Einwohner des Schlosses, vom letzten Diener bis zum Marquis, ihm ausgeliefert würden. Als ihm diese Übergabe zugestanden worden, versprach der General, die übrige Einwohnerschaft

zu begnadigen und seine Soldaten an der Plünderung und Einäscherung der Stadt zu hindern. Eine ungeheure Geldstrafe wurde verlangt, und die reichsten der Einwohner stellten sich als Geiseln, um die Zahlung zu verbürgen, die innerhalb vierundzwanzig Stunden erfolgen sollte.

Der General ergriff alle nötigen Maßnahmen zur Sicherheit seiner Truppen, zur Verteidigung des Landes und lehnte es ab, seine Soldaten in die Häuser einzuquartieren. Er ließ sie ein Feldlager aufschlagen und stieg dann zum Schloß hinauf, das er in militärischen Besitz nahm. Die Mitglieder der Familie von Legañes und die Dienerschaft wurden geknebelt und allen Blicken entzogen, indem man sie in den Saal einschloß, in welchem der Ball stattgefunden hatte. Von den Fenstern dieses Saales konnte man leicht die Terrasse überblicken, welche die Stadt beherrschte. Der Stab richtete sich in einer daranschließenden Galerie ein, wo der General zunächst die Maßnahmen beratschlagte, die zur Verhinderung einer Landung der Engländer zu ergreifen wären. Nachdem man einen Flügeladjutanten an den Marschall Ney abgeschickt und die Aufstellung von Batterien an der Küste angeordnet hatte, beschäftigten sich der General und sein Stab mit den Gefangenen. Zweihundert von den Einwohnern ausgelieferte Spanier wurden sogleich auf der Terrasse erschossen. Nach dieser militärischen Exekution befahl der General, so viel Galgen aufzustellen, als Leute im Saale des Schlosses waren, und den Henker der Stadt kommen zu lassen.

Victor Marchand benutzte die Zeit vor dem Diner, um die Gefangenen zu besuchen. Er kehrte bald zum General zurück.

„Ich eile herbei," sagte er mit bewegter Stimme, „um einige Gnade zu erbitten."

„Sie!“ erwiderte der General mit bitterer Ironie.

„Ach!“ entgegnete Victor, „es sind traurige Gnaden, die ich erbitte. Der Marquis hat die Aufstellung der Galgen gesehen, und er hofft, daß Sie die Hinrichtungsart für seine Familie ändern; er bittet, die Adligen zu köpfen.“

„Es sei,“ sagte der General.

„Sie bitten ferner, daß man ihnen die Tröstungen der Religion zukommen lasse und sie von ihren Fesseln befreie; sie versprechen, keinen Fluchtversuch zu wagen.“

„Zugestanden,“ sagte der General, „aber Sie bürgen für sie.“

„Der Greis bietet Ihnen sein ganzes Vermögen, wenn Sie seinem jungen Sohn vergeben wollen.“

„Wirklich!“ erwiderte der Befehlshaber. „Sein gesamter Besitz gehört bereits dem König Joseph.“

Er hielt inne. Ein verächtlicher Gedanke furchte seine Stirn, und er fügte hinzu:

„Ich will ihnen ihren Wunsch gewähren, und mehr dazu. Ich begreife die Bedeutung dieser letzten Bitte. Gut, er mag das Fortbestehen seines Namens erkaufen, aber Spanien soll für immer seines Verrates und der Hinrichtung eingedenk sein! Ich lasse Leben und Vermögen demjenigen seiner Söhne, der das Amt des Henkers übernimmt ... Nichts mehr davon, gehen Sie.“

Das Diner war aufgetragen. Die Offiziere setzten sich zu Tisch und stillten einen Hunger, den die vorangegangenen Anstrengungen zu einem nagenden gemacht hatten. Ein einziger von ihnen, Victor Marchand, fehlte bei dem Festmahl. Nach langem Zögern betrat er den Raum, in dem die stolze Familie der Legañes Qualen litt, und mit traurigen Blicken musterte er das Bild dieses Saales, der am Abend vorher gesehen hatte,

wie die beiden jungen Mädchen und die drei jungen Männer sich im Walzer drehten; er zitterte im Gedanken, daß binnen kurzem ihre Köpfe, vom Schwert des Henkers abgetrennt, in den Sand rollen würden.

Auf ihren vergoldeten Sesseln festgebunden, verhielten sich der Vater und die Mutter, die drei Söhne und die beiden Töchter vollkommen reglos. Acht Diener standen, die Hände im Rücken gefesselt, hinter ihnen. Diese fünfzehn Personen sahen einander mit ernsten Blicken an, die ihre Gefühle nicht verrieten. Eine tiefe Resignation und ein Bedauern über das Mißlingen ihres Anschlags war auf dieser und jener Stirn zu lesen. Die Soldaten, welche sie bewachten, standen unbeweglich und achteten den Schmerz dieser grausamen Feinde. Forschende Neugier belebte die Gesichter, als Victor erschien. Er gab Befehl, die Verurteilten von den Fesseln zu befreien, und machte sich selber daran, die Stricke zu lösen, die Clara auf ihrem Stuhl gefangen hielten. Sie lächelte traurig. Der Offizier konnte es sich nicht versagen, die Arme des jungen Mädchens zu berühren, während er ihr schwarzes Haar und ihren geschmeidigen Wuchs bewunderte. Sie war eine echte Spanierin: sie hatte die spanische Gesichtsfarbe, die spanischen Augen, lange gebogene Wimpern und eine Pupille, schwärzer als die Schwingen des Raben.

„Haben Sie etwas erreicht!" fragte sie mit einem düsteren Lächeln, das doch den ganzen Liebreiz eines jungen Mädchens hatte.

Victor konnte nicht umhin, zu seufzen. Er blickte der Reihe nach auf die drei Brüder und auf Clara. Der eine, der Älteste, war dreißig Jahre alt. Klein, schlecht gebaut, mit einer stolzen und verächtlichen Miene, hatten seine Bewegungen dennoch einen gewissen Adel, und jene Zartheit der Empfindung, die

einſt die ſpaniſche Galanterie ſo berühmt gemacht hat, ſchien ihm nicht fremd zu ſein. Er nannte ſich Juanito. Der zweite, Philipp, war etwa zwanzig Jahre alt. Er hatte Ähnlichkeit mit Clara. Der dritte war acht Jahre alt. Ein Maler hätte in den Zügen Manuels etwas von jener römiſchen Standhaftigkeit entdeckt, die David den Kindern in ſeinen republikaniſchen Blättern verliehen hat. Der alte Marquis hatte ein weißhaariges Haupt, das an die Männerköpfe Murillos erinnerte.

Beim Anblick dieſer Menſchen ſchüttelte Victor den Kopf, denn er verzweifelte daran, daß einer von ihnen auf den Handel des Generals eingehen werde; dennoch wagte er, ihn Clara anzuvertrauen. Die Spanierin ſchauderte zurück, plötzlich aber beruhigten ſich ihre Züge, und ſie kniete vor ihrem Vater nieder.

„Oh!“ ſagte ſie zu ihm, „laſſen Sie Juanito ſchwören, daß er den Befehlen, die Sie ihm geben werden, treu gehorcht, — und wir können zufrieden ſein.“

Die Marquiſe erbebte in Hoffnung; doch als ſie ſich zu ihrem Gatten hinüberneigte und das ſchreckliche Geſtändnis Claras vernahm, ſank dieſe Mutter in Ohnmacht. Juanito begriff alles, er machte einen Satz, wie ein Löwe im Käfig.

Victor nahm es auf ſich, die Soldaten abtreten zu laſſen, nachdem er vom Marquis die Zuſicherung völliger Unterwerfung erhalten hatte. Die Diener wurden fortgeführt und dem Henker ausgeliefert, der ſie aufknüpfte. Als die Familie nur noch Victor zum Wächter hatte, erhob ſich der alte Vater.

„Juanito!“ ſagte er.

Juanito erwiderte nur durch eine Kopfbewegung, die ein „Nein“ bedeutete, ſank in ſeinen Stuhl zurück und blickte ſeine

Eltern mit trockenem, entsetztem Auge an. Clara kam und setzte sich auf seine Knie und sagte mit heiterem Gesicht:

„Mein lieber Juanito!" Sie legte den Arm um seinen Nacken und küßte ihn auf die Augenlider; „wenn du wüßtest, wie süß mir der Tod durch deine Hand sein wird! Ich brauche nicht die ekelhafte Berührung der Hände eines Henkers zu dulden. Du wirst mich heilen von den Leiden, die auf mich warten, und ... mein guter Juanito, du wolltest mich niemandem gönnen, also ..."

Ihre samtdunklen Augen warfen einen feurigen Blick auf Victor, wie um im Herzen Juanitos seinen Abscheu gegen die Franzosen von neuem zu wecken.

„Habe Mut," sagte sein Bruder Philipp; „sonst muß unser fast königliches Geschlecht erlöschen."

Da erhob sich Clara; die Gruppe, die sich um Juanito gebildet hatte, trat auseinander; und dieser mit gutem Recht rebellische Sohn sah seinen alten Vater vor sich stehen, der mit feierlicher Stimme rief:

„Juanito, ich befehle es dir!"

Der junge Graf rührte sich nicht; sein Vater sank auf die Knie. Unwillkürlich folgten Clara, Manuel und Philipp seinem Beispiel. Alle streckten bittend die Hände nach ihm aus, der die Familie vor der Vergessenheit bewahren sollte, und schienen die väterlichen Worte zu wiederholen:

„Mein Sohn, sollte dir die Willenskraft und das echte Hochgefühl des Spaniers fehlen! Willst du mich noch lange auf den Knien liegen lassen, und darfst du dein Leben und deine Leiden in Betracht ziehen? — Ist dies mein Sohn, Madame!" fügte der Greis hinzu, indem er sich zur Marquise wandte.

„Er willigt ein!" rief die Mutter verzweifelt, als sie Juanito

mit den Augenbrauen eine Bewegung machen sah, deren Bedeutung nur ihr bekannt war.

Mariquita, die zweite Tochter, lag auf den Knien und hielt mit den schwachen Armen die Mutter umschlungen; und da sie heiße Tränen weinte, kam ihr kleiner Bruder Manuel, um sie zu schelten. In diesem Augenblick trat der Kaplan des Schlosses ein; er wurde sogleich von der Familie umringt, man führte ihn zu Juanito. Victor, der die Szene nicht mehr ertragen konnte, machte Clara ein Zeichen und eilte, einen letzten Versuch beim General zu wagen; er fand ihn in fröhlicher Laune mitten beim Festmahl und mit seinen Offizieren anstoßend, die lustige Reden zu halten begannen.

Eine Stunde später betraten hundert der angesehensten Einwohner Mendas die Terrasse, um nach den Befehlen des Generals Zeugen der Hinrichtung der Familie Legañes zu sein. Eine Abteilung Soldaten wurde aufgestellt, um die Spanier zu bewachen, die man unter die Galgen wies, an denen die Bedienten des Marquis aufgehängt waren. Die Köpfe der Bürger berührten fast die Füße dieser Märtyrer. Dreißig Schritte von ihnen erhob sich ein Block und erglänzte ein krummer Säbel. Der Henker war anwesend, für den Fall, daß Juanito sich weigern sollte.

Bald vernahmen die Spanier inmitten der tiefsten Stille den Schritt mehrerer Personen, den taktmäßigen Marsch eines Piketts Soldaten und das leichte Klirren ihrer Gewehre. Diese verschiedenen Geräusche mischten sich mit den fröhlichen Lauten vom Offiziersmahl, wie kürzlich die Ballmusik die Vorbereitungen zu blutigem Verrat übertönt hatte. Aller Blicke wandten sich dem Schlosse zu, und man erblickte die adlige Familie, die mit unglaublicher Sicherheit heranschritt. Alle

Stirnen waren ruhig und gelassen. Ein einziger Mann stützte sich bleich und gebrochen auf den Priester, der alle Tröstungen der Religion an diesen Mann verschwendete — den einzigen, der am Leben bleiben sollte. Der Henker und alle Welt wußte nun, daß Juanito für einen Tag des Henkers Stelle eingenommen hatte. Der alte Marquis und seine Gattin, Clara, Mariquita und ihre beiden Brüder knieten ein paar Schritte von dem verhängnisvollen Orte nieder. Juanito wurde vom Priester geführt. Als er bei dem Richtblock angekommen war, zupfte ihn der Henker am Ärmel, nahm ihn beiseite und gab ihm offenbar einige Weisungen. Der Beichtvater stellte die Opfer so auf, daß sie die Hinrichtung nicht mitansehen konnten. Aber es waren echte Spanier, die sich ohne Schwächeanwandlung aufrecht hielten.

Clara eilte als erste auf ihren Bruder zu:

„Juanito," sagte sie zu ihm, „habe Mitleid mit meinem geringen Mut! Beginne mit mir!"

Da vernahm man die eiligen Schritte eines Mannes. Victor betrat den Schauplatz dieser Szene. Clara lag bereits auf den Knien; ihr weißer Nacken wartete auf das Schwert. Der Offizier erbleichte, aber er fand die Kraft, herbeizueilen.

„Der General schenkt dir das Leben, wenn du mich heiraten willst," sagte er mit leiser Stimme.

Die Spanierin warf dem Offizier einen Blick der Verachtung und des Stolzes zu.

„Vorwärts, Juanito!" sagte sie mit tiefem Tonfall.

Ihr Haupt rollte Victor vor die Füße. Die Marquise von Legañes machte eine krampfhafte Bewegung, als sie das Geräusch vernahm; es war das einzige Zeichen ihres Schmerzes.

„Liege ich gut so, mein lieber Juanito?" fragte der kleine Manuel seinen Bruder.

„Ah, du weinst, Mariquita!" sagte Juanito zu seiner Schwester.

„O ja," erwiderte das junge Mädchen. „Ich denke an dich, mein armer Juanito: Du wirst sehr unglücklich sein ohne uns!"

Bald erschien die hohe Gestalt des Marquis. Er blickte auf das Blut seiner Kinder, wandte sich zu den stummen und reglosen Zuschauern, breitete die Hände gegen Juanito aus und sagte mit starker Stimme:

„Spanier, ich gebe meinem Sohn meinen väterlichen Segen! — Jetzt, Marquis, schlage furchtlos zu, du bist ohne Tadel."

Als aber Juanito seine Mutter, vom Beichtvater gestützt, herantreten sah, rief er aus:

„Sie hat mich gesäugt!"

Seine Stimme entriß den Versammelten einen Schrei des Entsetzens, der den Lärm des Festmahls und das fröhliche Gelächter der Offiziere verstummen machte.

Die Marquise begriff, daß Juanitos Mut erschöpft war; mit einem Satz warf sie sich über die Balustrade und zerschmetterte sich den Kopf an den Felsen. Ein Schrei der Bewunderung erhob sich. Juanito war ohnmächtig umgesunken.

„Herr General," sagte ein halb betrunkener Offizier, „Marchand hat mir soeben von dieser Hinrichtung erzählt; ich wette, Sie haben sie nicht befohlen ..."

„Sie vergessen wohl, meine Herren," rief der General G..t..r, „daß in einem Monat fünfhundert Familien Frankreichs in Tränen sein werden, und daß wir hier in Spanien sind! Wollen Sie, daß wir unsere Knochen hier lassen?"

Nach dieſer Anſprache fand ſich niemand mehr, nicht einmal ein Unterleutnant, der ſein Glas zu leeren wagte. —

Trotz der Achtung, mit der er umgeben iſt, trotz des Titels El Verdugo (der Henker), den der König von Spanien dem Marquis von Legañes als Adelstitel verliehen hat, wird er vom Kummer verzehrt; er lebt einſam und zeigt ſich ſelten. Von der Laſt ſeiner bewunderungswürdigen Untat gebeugt, ſcheint er mit Ungeduld darauf zu warten, daß die Geburt eines zweiten Sohnes ihm das Recht gibt, ſich den Schatten anzuſchließen, die ihn unausgeſetzt begleiten.

Der ſpaniſche Grande

Zur Zeit der Expedition von 1823/24, die Ludwig XVIII. unternahm, um Ferdinand VII. von der Herrschaft der Verfassungspartei zu retten, hielt ich mich zufällig in Tours, auf dem Wege nach Spanien, auf.

Am Abend vor meiner Abreise besuchte ich einen Ball bei einer der liebenswürdigsten Frauen dieser Stadt, wo man sich besser zu vergnügen versteht als in jeder anderen Provinzhauptstadt; und kurz vor dem Souper — denn man soupiert noch in Tours — schloß ich mich einer Gruppe von Plauderern an, denen ein mir unbekannter Herr ein Abenteuer erzählte.

Der Redner, der sehr spät zum Ball gekommen war, hatte, glaube ich, beim Obersteuerdirektor diniert. Beim Eintritt hatte er sich an einen Ecartétisch gesetzt, von dem er sich erhob, — nachdem er mehrfach gepaßt hatte und schließlich von einem Unterleutnant von den Karabiniers besiegt worden war, — zu großer Zufriedenheit derer, die auf ihn gesetzt hatten und nun im Verlust standen. Um sich zu trösten, nahm er an einer Unterhaltung über Spanien teil, dem aktuellen Stoff für tausend unnütze Gespräche.

Während der Erzählung prüfte ich mit unwillkürlichem Interesse Gestalt und Persönlichkeit des Erzählers. Er gehörte zu den Wesen mit tausend Gesichtern, die mit so vielen Typen Ähnlichkeit haben, daß der Beobachter unsicher bleibt und nicht weiß, ob er sie zu den obskuren Genies oder den kleinen Intriganten rechnen soll.

Er war mit einem roten Bande dekoriert, doch schließlich will dieses allzu häufig verliehene Abzeichen nichts mehr zugunsten jemandes besagen; er trug einen grünen Rock, und ich mag die grünen Röcke auf dem Ball nicht, wenn die

Mode für diese Gelegenheit einen schwarzen Rock vorschreibt; dann hatte er kleine Stahlschnallen auf den Schuhen statt einer Bandschleife; seine Hose war aus Kaschmir und gräßlich abgetragen, seine Krawatte schlecht gebunden; kurz, ich sah, daß er nicht viel auf Kleidung hielt: er mochte ein Künstler sein.

Seine Manieren und seine Stimme hatten etwas Gemeines, sein Gesicht war von der Röte der Verdauungstätigkeit entstellt und kein irgend bemerkenswerter Zug verbesserte den Eindruck seiner Persönlichkeit; er hatte eine offene Stirn und wenig Haare auf dem Kopf. Nach dieser ganzen Diagnose schwankte ich, ob ich ihn für einen Präfekturrat oder einen früheren Kriegskommissar halten sollte; als ich ihn dann mit einer schulmeisterlichen Gebärde die Hand auf den Arm seines Nachbarn legen sah, versetzte ich ihn in die Klasse der Schreiber, Büromenschen und Konsorten.

Schließlich wurde ich völlig von der Richtigkeit meiner Beobachtung überzeugt, als ich bemerkte, daß er nur seiner Geschichte wegen angehört wurde; keiner seiner Zuhörer gönnte ihm die ergebene Aufmerksamkeit und die gefälligen Blicke, die das Vorrecht angesehener Leute sind.

Ich weiß nicht, ob ihr euch den Mann gut vorstellen könnt, wie er sich die Nase mit Tabakspriesen vollstopft, hastig sprechend, wie Leute, die es nötig haben, zu Ende zu kommen, aus Furcht, daß man sie stehen läßt; übrigens drückte er sich mit großer Leichtigkeit aus, erzählte gut, mit bezeichnender Gebärde und lustig wie ein Regimentsspaßmacher.

Um auch die langweiligen Abschweifungen zu ersparen, erlaube ich mir, seine Geschichte in den Erzählerstil zu übersetzen und ihr die konzentrierte Form zu geben, welche die Erzählungen,

die aus dem Plauderton in den gedruckten Zustand übergehen, haben müssen.

*

Einige Zeit nach seinem Einzug in Madrid lud der Großherzog von Berg die vornehmsten Persönlichkeiten der Stadt zu einem französischen Fest ein, das die Armee der neueroberten Hauptstadt gab. Trotz der blendenden Pracht des Festes waren die Spanier nicht vergnügt; ihre Frauen tanzten wenig; die meisten der Gäste spielten und verloren oder gewannen viel.

Die Gärten des Palastes waren so strahlend erleuchtet, daß die Damen sich mit der gleichen Sicherheit darin ergehen konnten wie am hellen Tage. Das Fest war majestätisch schön und nichts wurde gespart, um den Spaniern einen hohen Begriff vom Kaiser zu geben — wenn sie ihn überhaupt nach seinen Leutnants beurteilen wollten.

In einem Boskett in der Nähe des Palastes unterhielten sich zwischen ein und zwei Uhr morgens mehrere französische Militärs über die Aussichten des Krieges, über die ungewisse Zukunft, für die sogar die Haltung der auf dem Fest anwesenden Spanier vorbedeutend war.

„Weiß Gott," sagte ein Franzose, dessen Uniform den Oberarzt eines Armeekorps anzeigte, „gestern habe ich offiziell meine Rückberufung vom Prinzen Murat verlangt. Ohne gerade zu befürchten, meine Knochen in Iberien lassen zu müssen, ziehe ich es vor, die von unseren lieben Nachbarn, den Deutschen, geschlagenen Wunden zu verbinden; ihre Waffen dringen nicht so tief in den Bauch wie die kastilianischen Dolche. Außerdem ist die Furcht vor Spanien bei mir wie ein Aberglaube. Von meiner Kindheit an habe ich spanische Bücher gelesen, eine Menge unheimlicher Abenteuer und tausend Geschichten aus

diesem Lande, die mich in hohem Grade gegen die Sitten seiner Bewohner eingenommen haben. Also! nach unserem Einzug in Madrid bin ich bereits zwar nicht der Held, aber doch der Mitwirkende in einer gefährlichen Kabale gewesen, die so schauerlich ist wie ein Roman der Lady Radcliffe. Da ich nun meine Vorahnungen deutlich genug empfinde, so beginne ich morgen einzupacken. Murat wird mir bestimmt meinen Abschied nicht verweigern, denn unsereins hat dank der geheimen Dienste, die wir erweisen, immer wirksame Protektionen."

„Da du doch Reißaus nimmst, so erzähl' uns dein Erlebnis," rief ein Oberst, ein alter Republikaner, der sich um zierliche Rede und höfische Umgangsformen den Teufel scherte.

Da blickte sich der Oberarzt behutsam um und suchte die Gestalten seiner Umgebung zu erkennen; und als er sicher war, daß kein Spanier in der Nähe war, sagte er: „Da wir alle Franzosen sind, — gern, Oberst Charrin!"

„Vor ungefähr sechs Tagen," fuhr er fort, „kehrte ich gegen elf Uhr abends ruhig in meine Wohnung zurück, nachdem ich mich von General Latour, der wenige Schritte von mir in der gleichen Straße wohnt, getrennt hatte; wir waren beide beim Generalintendanten gewesen und hatten ein ziemlich lebhaftes Spielchen gemacht. An der Ecke einer kleinen Straße warfen sich plötzlich zwei Unbekannte oder vielmehr zwei Teufel auf mich und wickelten mir den Kopf und die Arme in einen großen Mantel. Ich schrie, das könnt ihr mir glauben, wie ein geprügelter Hund; aber das Tuch erstickte meine Stimme, dann wurde ich in einem Wagen mit ungemeiner Schnelligkeit davongebracht; und als meine beiden Begleiter mir den verfluchten Mantel abnahmen, hörte ich eine Frauenstimme in schlechtem Französisch diese trostlosen Worte zu mir sagen:

‚Wenn Sie schreien, oder wenn Sie die geringste Miene machen, zu entweichen, wenn Sie sich die kleinste verdächtige Geste erlauben, so ist der Herr, der vor Ihnen steht, imstande, Sie skrupellos zu erdolchen. Also bleiben Sie ruhig! Jetzt will ich Sie von der Ursache Ihrer Entführung in Kenntnis setzen. Wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, Ihre Hand nach mir auszustrecken, so werden Sie zwischen uns beiden Ihre chirurgischen Instrumente finden, die wir aus Ihrer Wohnung haben holen lassen; Sie werden sie zweifellos gebrauchen. Wir bringen Sie in ein Haus, wo Ihre Gegenwart unentbehrlich ist. Es handelt sich darum, die Ehre einer Dame zu retten. Sie steht unmittelbar vor der Geburt eines Kindes, das sie ohne Wissen ihres Mannes ihrem Liebhaber schenkt. Obgleich der Gatte seine Frau, die er noch immer rasend liebt, wenig allein läßt, und obgleich er sie mit der ganzen Aufmerksamkeit spanischer Eifersucht überwacht, hat sie ihm ihre Schwangerschaft zu verbergen gewußt. Er hält sie für krank. Wir bringen Sie hin, um die Entbindung zu leiten. Sie sehen also, daß die Gefahren des Unternehmens nicht Sie angehen: nur gehorchen Sie uns; andernfalls würde der Freund der Dame, der Ihnen im Wagen gegenübersitzt und kein Wort Französisch versteht, Sie bei der geringsten Unklugheit erdolchen.‘

‚Und wer sind Sie?‘ fragte ich sie und suchte die Hand der Sprecherin, deren Arm in den Ärmel eines Uniformrockes gewickelt war.

‚Ich bin die Kammerfrau der Gnädigen, ihre Vertraute, und will Sie mit mir selbst belohnen, wenn Sie sich liebenswürdig den Forderungen unserer Lage fügen.‘

‚Gern,‘ sagte ich und sah mich mit Gewalt auf ein gefährliches Abenteuer zusteuern.

Dann stellte ich, von der Dunkelheit begünstigt, fest, ob Gestalt und Formen der Kammerfrau im Einklang waren mit all den Vorstellungen, die ihre tiefe und klangvolle Stimme in mir erregt hatte.

Die Kammerfrau hatte sich zweifellos im voraus allen Zufällen dieser sonderbaren Entführung unterworfen, denn sie bewahrte das verheißungsvollste Schweigen, und der Wagen war nicht länger als zehn Minuten durch Madrid gerollt, als sie einen sehr leidenschaftlichen Kuß empfing und mir zurückgab.

Der Herr, der mir gegenübersaß, kränkte sich nicht über einige Tritte, die ich ihm sehr unfreiwillig versetzte; aber da er nicht Französisch verstand, so vermute ich, daß er nicht darauf achtete.

‚Ich kann nur unter einer Bedingung Ihre Geliebte sein,‘ antwortete mir die Kammerfrau auf die Dummheiten, die ich ihr aus der Hitze einer plötzlichen Leidenschaft, der nichts weniger als alles im Wege stand, vortrug.

‚Und das wäre?‘

‚Sie dürfen niemals zu erfahren suchen, wem ich diene. Ich komme nur nachts zu Ihnen, und Sie werden mich ohne Licht empfangen.‘

So weit war unsere Unterhaltung, als der Wagen an einer Gartenmauer hielt.

‚Lassen Sie mich Ihnen die Augen verbinden!‘ sagte die Kammerfrau, ‚aber stützen Sie sich auf meinen Arm, ich werde Sie selbst führen!‘

Dann drückte sie mir ein sehr dichtes Taschentuch auf die Augen und band es hinter meinem Kopf in einen starken Knoten.

Ich hörte das Geräusch eines Schlüssels, der vorsichtig in das Schloß einer kleinen Tür gesteckt wurde, zweifellos von dem schweigsamen Liebhaber, der mir gegenübergesessen hatte; und alsbald führte mich die Kammerfrau mit gekrümmtem Leibe und lauernden Bewegungen durch die sandbestreuten Alleen eines großen Gartens bis zu einer gewissen Stelle, wo sie haltmachte.

Am Hall unserer Schritte erriet ich, daß wir vor dem Hause waren.

‚Still jetzt!‘ flüsterte sie mir ins Ohr, ‚und hüten Sie sich wohl! Beachten Sie jeden meiner Winke, denn ich werde ohne Gefahr für uns beide nicht mehr mit Ihnen sprechen können, und es handelt sich in diesem Augenblick darum, Ihnen selbst das Leben zu retten!‘

Dann fügte sie hinzu, aber mit gesenkter Stimme:

‚Die Gnädige ist in einem Zimmer im Erdgeschoß; um dahin zu gelangen, muß man durch das Zimmer ihres Gatten und an seinem Bett vorbei; also husten Sie nicht, gehen Sie leise und folgen Sie mir gut, damit Sie nicht an ein Möbel stoßen oder neben den Teppich treten, den ich auf unseren Weg gebreitet habe.‘

Hier murrte der Liebhaber dumpf, wie ein Mensch, der durch so viele Verzögerungen ungeduldig wird. Die Kammerfrau schwieg; ich hörte eine Tür öffnen, ich spürte die warme Luft eines Wohnraumes, und wir gingen mit Katzenschritten wie Diebe auf einem Raubzug.

Endlich nahm mir die weiche Hand der Kammerfrau die Binde von den Augen.

Ich befand mich in einem großen, hohen Zimmer, das von einer einzigen schwelenden Lampe schlecht erleuchtet war. Das

Fenster war geöffnet, aber der eifersüchtige Gatte hatte es mit dicken Eisenstäben versehen; ich war hier hineingeraten wie in einen tiefen Sack.

Auf der Erde, auf einer Matte saß eine prächtige Frau, deren Kopf mit einem Musselinschleier verhüllt war, durch den ihre tränengefüllten Augen wie glänzende Sterne funkelten. Sie preßte krampfhaft ein Batisttaschentuch auf den Mund und biß so heftig hinein, daß ihre Zähne es zerrissen und darin hängen blieben. Niemals habe ich einen so schönen Leib gesehen, aber dieser Leib wand sich unter dem Schmerze, wie eine Darmsaite im Feuer sich windet. Die Unglückliche hatte ihre Beine wie zwei Pfeiler auf eine Art Kommode gestützt; mit ihren beiden Händen klammerte sie sich an die Stuhlbeine und streckte die Arme aus, an denen alle Adern furchtbar geschwollen waren. Sie glich so einem Verbrecher in den Ängsten der Folter.

Übrigens stieß sie keinen Schrei aus, kein anderes Geräusch war hörbar, als das dumpfe Knirschen ihrer Knochen; wir waren alle drei stumm, unbeweglich.

Das Schnarchen des Gatten ertönte mit tröstlicher Regelmäßigkeit.

Ich wollte die Kammerfrau anschauen, aber sie hatte die Maske wieder aufgesetzt, die sie offenbar unterwegs abgenommen hatte, und ich konnte nur zwei schwarze Augen sehen und üppige Formen, die ihr Gewand stark wölbten. Der Liebhaber war gleichfalls maskiert. Bei seinem Eintritt warf er sofort Tücher auf die Beine seiner Geliebten und faltete den Musselinschleier auf ihrem Gesicht doppelt.

Als ich die Frau sorgfältig untersucht hatte, erkannte ich an gewissen Symptomen, die ich früher schon bei einem sehr traurigen Vorfall in meinem Leben bemerkt hatte, daß das

Kind tot war. Da beugte ich mich zu der Kammerfrau, um sie von dieser Tatsache in Kenntnis zu setzen.

In diesem Augenblick zog der mißtrauische Unbekannte seinen Dolch; aber ich hatte Zeit, der Kammerfrau alles zu sagen, und sie rief ihm zwei Worte mit leiser Stimme zu.

Als der Liebhaber den Grund meines Zögerns verstand, lief ein leichtes Schaudern blitzartig vom Kopf bis zu den Füßen durch seinen Körper, und es schien mir, als sähe ich sein Gesicht unter der schwarzen Sammetmaske erbleichen.

Die Kammerfrau benutzte einen Augenblick, wo der verzweifelte Mann die Sterbende betrachtete, die allmählich blau wurde, um mir einige Gläser Limonade zu zeigen, die auf einem Tische völlig vorbereitet waren, und machte ein abwehrendes Zeichen dazu.

Ich verstand, daß ich nicht trinken sollte, trotz der schrecklichen Hitze, die mich in Schweiß badete.

Plötzlich ergriff der durstige Liebhaber eins der Gläser und trank ungefähr die Hälfte der Limonade, die darin war.

In diesem Augenblick hatte die Dame heftige Zuckungen, die mir die günstige Wendung der Krisis ankündigten; ich ergriff meine Lanzette und ließ sie mit gutem Glück am rechten Arm stark zur Ader. Die Kammerfrau fing das reichlich fließende Blut in Tüchern auf; dann verfiel die Unbekannte in eine Betäubung, die meiner Operation günstig war. Ich nahm meinen Mut zusammen und konnte nach einstündiger Arbeit das Kind stückweise herausziehen.

Der Spanier, der nicht mehr daran dachte, mich zu vergiften, als er verstand, daß ich seine Geliebte retten wollte, weinte unter seiner Maske, und dicke Tränen rollten ihm jeden Augenblick über den Mantel.

Übrigens stieß die Frau keinen Schrei aus, aber sie biß auf ihr Taschentuch, zitterte wie ein überraschtes Reh und schwitzte dicke Tropfen.

In einem furchtbar kritischen Augenblick machte sie eine Bewegung nach dem Zimmer ihres Gatten; der Gatte hatte sich umgedreht, und von uns vieren hatte sie allein das Rascheln der Decken, das Knistern des Bettes und der Vorhänge gehört.

Wir hielten inne, und durch die Löcher ihrer Larven warfen sich die Kammerfrau und der Liebhaber funkelnde Blicke zu.

Diese Art Pause benutzte ich, um meine Hand nach dem Glase Limonade auszustrecken, das der Liebhaber angetrunken hatte; aber der sprang in dem Glauben, ich wolle eins der vollen Gläser trinken, wie eine Katze auf und legte seinen langen Dolch auf die beiden vergifteten Gläser. Er ließ mir das seinige und machte ein Zeichen mit dem Kopf, um anzudeuten, ich solle den Rest trinken. So viele Dinge, Gedanken, Gefühle lagen in diesem Zeichen und in seiner heftigen Bewegung, daß ich ihm fast die düstere Absicht verzieh, durch einen Mord jedes Andenken an diese Vorgänge auszulöschen.

Er drückte mir die Hand, als ich ausgetrunken hatte; dann zitterte er konvulsivisch und wickelte selbst sorgfältig sein zerstückeltes Kind ein; und als wir, die Kammerfrau und ich, nach zwei Stunden Sorge und Angst, seine Geliebte wieder ins Bett gebracht hatten, drückte er mir aufs neue die Hand und steckte ohne mein Wissen einige in Papier gewickelte Diamanten in meine Tasche. Nebenbei bemerkt: da ich von dem kostbaren Geschenk des Spaniers nichts wußte, so stahl mir mein Diener am übernächsten Tage den Schatz und entfloh im Besitze eines ganzen Vermögens.

Ich flüsterte der Kammerfrau ganz leise die Vorsichtsmaß-

regeln ins Ohr, die noch zu beobachten waren, und gab dann den Wunsch kund, frei zu sein. Die Kammerfrau blieb bei ihrer Herrin, ein Umstand, der mich nicht gerade sicher machte; aber ich beschloß, auf der Hut zu sein. Der Liebhaber machte ein Paket aus dem toten Kinde und der blutgetränkten Wäsche seiner Geliebten, er drückte es fest zusammen und barg es unter seinem Mantel; dann legte er mir die Hand auf die Augen, wie um mir zu sagen, ich solle sie schließen, und ging zuerst hinaus, indem er mich mit einer Geste aufforderte, ihn an den Rockschößen zu fassen; das tat ich, nachdem ich einen letzten Blick auf die Kammerfrau geworfen hatte. Sie nahm die Maske ab, als sie den Spanier draußen sah, und zeigte mir das entzückendste Gesicht der Welt.

Ich folgte dem Liebhaber durch die Räume und gestehe, daß ich, als ich im Garten und in der frischen Luft war, aufatmete, als wenn man mir ein drückendes Gewicht von der Brust genommen hätte. Ich ging in respektvollem Abstand von meinem Führer und überwachte mit größter Aufmerksamkeit jede seiner Bewegungen.

Als wir an der kleinen Pforte angekommen waren, faßte er mich bei der Hand und drückte einen Siegelring auf meine Lippen, den ich an einem Finger seiner linken Hand gesehen hatte. Ich verstand die ganze Bedeutung dieses beredten Zeichens. Dann waren wir auf der Straße, wo uns an Stelle des Wagens zwei Pferde erwarteten. Jeder von uns bestieg eins der beiden Tiere, der Spanier bemächtigte sich meines Zügels und hielt ihn in der linken Hand, den Lenkriemen seines Pferdes nahm er zwischen die Zähne, denn er trug sein blutiges Paket in der rechten Hand, und wir sausten mit Blitzesschnelle davon. Ich konnte unmöglich auch nur den kleinsten Gegenstand wahr-

nehmen, der mir zur Wiedererkennung des von uns genommenen Weges dienlich gewesen wäre. Beim Grauen des Tages stand ich an meiner Haustür, und der Spanier entfloh in der Richtung nach dem Atochator."

„Und Sie haben nichts bemerkt, was Sie vermuten lassen könnte, mit welcher Frau Sie es zu tun hatten?" fragte ein Offizier den Arzt.

„Nur eine Kleinigkeit," antwortete der. „Als ich die Unbekannte zur Ader ließ, bemerkte ich auf ihrem Arm, ungefähr in der Mitte, ein kleines Muttermal, dick wie eine Linse und mit braunen Härchen umwachsen. Ferner erschien mir der Palast prächtig und ungeheuer groß; die Fassade nahm gar kein Ende."

In diesem Augenblick hielt der indiskrete Arzt inne und erbleichte. Aller Augen hefteten sich auf die seinen und folgten deren Blickrichtung, und die Franzosen sahen einen Spanier, in einen Mantel gewickelt, dessen feuriger Blick im Dunkel glänzte, mitten in einem Orangenbusch stehen.

Als ein junger Unterleutnant hastig auf ihn zutrat, verschwand der Lauscher sofort mit sylphenartiger Leichtigkeit.

„Heiliges Kreuz! meine Freunde," schrie der Arzt, „dieser Basiliskenblick hat mich zu Stein erstarrt. Ich höre Glocken in meinem Schädel läuten und nehme Abschied von euch. Ihr werdet mich hier begraben!"

„Bist du verrückt!" rief der Oberst Charrin. „Lecamus hat sich auf die Fährte des Spions gemacht, er wird uns bald eine Erklärung geben können."

„Nun, Lecamus!" riefen die Offiziere, als sie den Unterleutnant völlig außer Atem zurückkehren sahen.

„Zum Teufel!" antwortete Lecamus. „Ich glaube, er ist mitten durch die Mauern entwischt; und da ich ihn nicht für

einen Zauberer halte, so gehört er zweifellos zum Hause, er kennt dessen Gänge und geheime Wege und ist mir leicht entschlüpft."

„Ich bin verloren!" sagte der Arzt mit dumpfer Stimme.

„Ach was! Sei ruhig!" antworteten die Offiziere; „wir werden uns der Reihe nach bei dir einquartieren bis zu deiner Abreise, und heute abend werden wir dich begleiten."

In der Tat brachten drei junge Offiziere, die ihr Geld im Spiel verloren hatten und nicht wußten, was sie noch beginnen sollten, den Arzt in seine Wohnung und boten sich an, bei ihm zu bleiben, was dieser annahm.

Am übernächsten Tage hatte er seine Rückberufung nach Frankreich in Händen und traf alle Vorbereitungen zur Abreise mit einer Dame, der Murat ein starkes Geleit stellte. Als er seinen Freunden gerade das Abschiedsessen gab, meldete ihm sein Diener, daß eine junge Dame ihn sprechen wolle. Der Arzt und die drei Offiziere gingen sofort hinaus, aber die Unbekannte konnte ihrem Liebhaber nur noch zurufen:

„Seien Sie auf der Hut!"

Dann fiel sie tot hin.

Es war die Kammerfrau, die, als sie sich vergiftet fühlte, hoffte, noch rechtzeitig den Arzt retten zu können.

Das Gift entstellte sie völlig.

„Teufel! Teufel!" rief Lecamus, „das nennt man lieben! Nur eine Spanierin konnte hierher rennen mit einem gräßlichen Haufen Gift im Leibe!"

Der Arzt blieb sonderbar nachdenklich. Um die düsteren Ahnungen, die ihn quälten, zu betäuben, setzte er sich schließlich wieder zu Tisch und trank unmäßig, ebenso wie seine Genossen; am Ende gingen alle halbbetrunken frühzeitig schlafen.

Um Mitternacht wurde der Arzt durch ein scharfes Geräusch

wach; die Bettvorhänge wurden aufgezogen, und die Ringe klirrten heftig. Er richtete sich im Bett auf und geriet in jenes mechanische Zittern aller Fibern, das uns in Augenblicken ängstlichen Erwachens ergreift. Da sah er einen Spanier in seinen Mantel gehüllt vor sich stehen. Der Unbekannte warf ihm denselben brennenden Blick zu, der ihn während des Festes aus dem Gebüsch getroffen hatte, und durch den er schon einmal so unheilvoll gepackt worden war.

Der Arzt rief: „Zur Hilfe! Kommt schnell her, meine Freunde!"

Doch auf diesen Angstschrei erwiderte der Spanier zuerst mit einem bitteren Lachen:

„Das Opium wächst für jedermann!"

Nach dieser Art von Sentenz zeigte er ihm seine Freunde in tiefem Schlafe; dann zog er mit hastiger Bewegung unter seinem Mantel einen frisch abgeschnittenen Frauenarm hervor; er zeigte ihn dem Arzt und deutete lebhaft auf ein Mal, das dem glich, welches dieser so unkluger Weise beschrieben hatte:

„Ist es das gleiche!" fragte er.

Beim Schein einer Laterne, die auf dem Bett stand, antwortete der schreckensstarre Arzt mit einem Kopfnicken; und ohne weitere Erklärung stieß ihm der Gatte der Unbekannten den Dolch ins Herz.

*

„Die Geschichte ist außerordentlich schauerlich," sagte einer der Zuhörer, „aber sie ist noch mehr unwahrscheinlich; denn können Sie mir erklären, wer von beiden, der Tote oder der Spanier, Ihnen das erzählt hat!"

„Mein Herr," erwiderte der Erzähler, verletzt von dieser Bemerkung, „da der Dolchstoß, den ich empfing, glücklicher-

weise rechts abglitt, statt links zu treffen, so werden Sie mir wohl erlauben, meine eigene Geschichte ein wenig zu kennen; ich schwöre Ihnen, daß ich noch in mancher Nacht im Traume die beiden verdammten Augen sehe."

Der alte Oberarzt hielt inne, erbleichte und sah mit offenem Munde vollkommen wie ein Epileptiker aus.

Wir wandten uns alle dem Salon zu. An der Tür stand ein spanischer Grande, ein afrancesado in der Verbannung, der mit seiner Familie vor vierzehn Tagen in der Touraine angekommen war. Er erschien zum erstenmal in der Gesellschaft, und da er sehr spät gekommen war, ging er in den Salons umher in Begleitung seiner Frau, deren rechter Arm unbeweglich war.

Wir traten still auseinander, um das Paar, das wir nicht ohne tiefe Erregung betrachteten, vorbeigehen zu lassen.

Es war wie ein Bild von Murillo! Der Gatte hatte in tiefen, dunklen Augenhöhlen feurige Augen. Sein Gesicht war wie vertrocknet, sein Schädel kahl, sein Körper erschreckend mager. Die Frau! denkt sie euch — Nein! Ihr könnt sie euch nicht vorstellen! Sie hatte eine wundervolle Gestalt; sie war bleich, aber noch schön, ihre Gesichtsfarbe — für eine Spanierin ein unerhörter Vorzug — war strahlend hell, und ihr Blick traf glühend wie geschmolzenes Blei, ihre schöne, perlengeschmückte weiße Stirn glich dem Marmor eines Grabsteins; ein Toter war in ihrem Herzen bestattet! Das war der spanische Schmerz in seinem vollen Glanze.

Überflüssig zu sagen, daß der Arzt verschwunden war.

„Gnädige Frau," fragte ich die Gräfin gegen Ende der Soirée, „durch welchen Vorfall haben Sie denn den Arm verloren?"

„Im Unabhängigkeitskriege . . ." sagte sie.